

Freiburger
Zeitschrift für
GeschlechterStudien

24 | 2018

fzg

Der Ort des
Politischen in den
Critical Feminist
Materialisms

fzg

Freiburger Zeitschrift für GeschlechterStudien

Der Ort des Politischen in den Critical Feminist Materialisms

Inhalt

<i>Joris A. Gregor/Sigrid Schmitz/Bettina Wuttig/Beate Rosenzweig</i> Der Ort des Politischen in den Critical Feminist Materialisms	5
---	----------

Aufsätze

<i>Christian Helge Peters</i> (Neu-)Politisierungen in feministischen New Materialisms: Elizabeth Grosz, Jane Bennett und Rosi Braidotti.....	15
---	-----------

<i>Holly Patch/Tomke König</i> Trans* Vocality: lived experience, singing bodies, and joyful politics.....	31
--	-----------

<i>Beatriz Revelles-Benavente/Ana M. González Ramos</i> Communication and Feminist New Materialism: Methodologies to understand the continuum between matter and discourse	55
--	-----------

<i>Karisa Senavitis</i> Reparative Design: A Study of Collective Practices for Generating and Redistributing Care Online.....	71
---	-----------

Interview

Die ethische Haltung bedeutet für mich hören und antworten	91
<i>Interview mit Hartmut Rosa von Joris A. Gregor</i>	

Rezensionen

<i>Sofia Varino</i> Incorporeal Conditions: Elizabeth Grosz's Ontoethics	113
<i>Elizabeth Grosz (2017): The Incorporeal. Ontology, Ethics, and the Limits of Materialism.</i>	

<i>Joris A. Gregor</i> Forsch(ung)en im Grenzgebiet	116
<i>Josch Hoernes/Michael_a Koch (Hg.) (2017): Transfer und Interaktion: Wissenschaft und Aktivismus an den Grenzen heteronormativer Zweigeschlechtlichkeit.</i>	

Aufsatz aus dem offenen Call

Bianca Prietl

Ingenieurinnen, die es geschafft haben!?

Symbolische Marginalisierungen prekärer Subjekte 123

Autor*innen 141

Bisher erschienene Titel

der *Freiburger Zeitschrift für GeschlechterStudien* 145

Ausgaben der Vorläuferin *Freiburger GeschlechterStudien* 146

Der Ort des Politischen in den *Critical Feminist Materialisms*

In den letzten zwei Jahrzehnten wird (nicht nur) innerhalb der Geschlechterforschung die Bedeutung von Materialitäten, Körperlichkeiten und Technologien über die Natur- und Technikwissenschaften hinaus auch für die sozial- bzw. kulturwissenschaftliche Theoriebildung und Forschung unter dem Leitbegriff der (*New*) *Feminist Materialisms* erneut thematisiert. Wie lassen sich, so die zentrale Frage, Verschränkungen materieller Dynamiken und Wirkmächtigkeiten mit sozialen, kulturellen und methodologischen Bedeutungskonstruktionen in der Realisierung von Phänomenen in der Welt erforschen, ohne der Materie einen unhinterfragten essentialistischen Status zuzuweisen? Wie also kann Materialität neu gedacht werden, ohne dabei deterministische Zuschreibungen und diskriminierende Machtverhältnisse entlang von Geschlechter- und damit verschränkten ungleichheitsgenerierenden Kategorien zu legitimieren?

Neu ist die Frage keineswegs: Haben doch inzwischen die *Feminist Science Studies* seit mehr als 50 Jahren und die *Feminist Science Technology Studies* seit gut 30 Jahren die sozialen, politischen und ökonomischen Einflüsse auf die Prozesse der Wissensproduktion in den Natur- und Technikwissenschaften aufgedeckt und damit reduktionistische, ausschließlich auf Materie bezogene Determinismen von Gender und weiteren Kategorien in diesen Disziplinen dekonstruiert. Ebenso hat die sozial- und kulturwissenschaftliche feministische Forschung machtvolle gesellschaftliche Verhältnisse entlang Geschlechter- und intersektionaler Kategorien sowie kultureller Normierungen aufgedeckt. Eine Auseinandersetzung mit biologischen, also materiellen Aspekten der Geschlechtlichkeit forderten feministische Biologinnen wie Linda Birke (2003) und Anne Fausto-Sterling (2003) auch für die sozial- und kulturwissenschaftliche Geschlechterforschung, um die Überschreitung der Grenze zwischen Natur und Kultur, die Auflösung von Dichotomien und die untrennbare Vernetzung von Materie und Diskurs in den Fokus der feministischen Debatte zu rücken.

Ansätze der *Feminist Materialisms* liefern heute erkenntnistheoretisch-methodologische Rahmenwerke für ein solches Zusammendenken von *matter* und *meaning* (Barad 2007). Hierdurch können körperliche und technische *agency* im Sinne einer nicht unbedingt intentionalen Wirkmächtigkeit in den Blick genommen und gleichzeitig ihr Zusammenwirken mit Bedeutungseinschreibungen und Normierungen in der Konstituierung von Phänomenen¹, eingebettet in die gesamte soziale und materielle Welt, analysiert werden. Diese Herangehensweise ist untrennbar verbunden mit der (kritischen) Einbeziehung der Forschenden, ihren Forschungspraxen, Apparaturen und Interpretationen in die Wissensproduktion sowie einer anhaltenden Reflexion der damit verbundenen Auswirkungen für die Theoriebildung. Diese Eingebundenheit des For-

schungsapparates führt unweigerlich zur Forderung, dass Forschende für ihre Praxen, Wissensproduktionen und ihre Eingriffe in die Realisierung von Phänomenen verantwortlich sind und zur Verantwortung gezogen werden müssen; es geht also um „responsibility and accountability for the lively relationalities of becoming of which we are part“ (Barad 2007: 393).

Verschiedene Perspektiven der *Feminist Materialisms* beschäftigen sich mit diesem Zusammendenken von Materialität und Bedeutung als erkenntnistheoretisch-methodologische Herangehensweise: Zentrale Begriffe sind etwa *agential realism* (Barad 2007), *cyborgs*, *monsters* und *becomings with* (Haraway 1991, 1992, 2008), *somatechnics of perception* (Sullivan 2012), *posthumanities* (Åsberg 2013), *nomadic subjects* (Braidotti 1994) sowie Konzepte des *embodying* (Schmitz/Degele 2010), der *soma studies* (Wuttig 2016) oder der (*eigen sinnigen*) *Einkörperung von Sozialität* (Gregor 2015). All diese und weitere Begriffe und Konzepte haben gemeinsame Bezüge, unterscheiden sich jedoch hinsichtlich ihrer Fokussierungen und Ausrichtungen. Diese Pluralität feministisch-materialistischer Debatten legt nahe, den Begriff der *New Feminist Materialisms* im Plural zu gebrauchen und nicht von einer einheitlichen Metatheorie auszugehen.

Beispielhaft sei hier die unterschiedliche Bezugnahme auf Entitäten des Barad'schen ethico-onto-epistemologischen Rahmenwerks und der Haraway'schen politisch-materiell-semiotischen Knotenpunkte gegenübergestellt. Mit ihrem agentiellen Realismus setzt Karen Barad (2007) einen Fokus auf die materiellen Dynamiken in der Phänomenkonstituierung. Sie baut ihr onto-epistemologisches Rahmenwerk zunächst auf erkenntnistheoretische Überlegungen auf, um Intra-Aktionen zwischen *matter* und *meaning* ohne die vorgängige Kategorisierung von Entitäten zu erfassen. Auch wenn Barad die Implikationen der räumlich-zeitlichen Phänomenkonstituierungen *in-the-world* anspricht und ihren onto-epistemologischen Ansatz zu einer *Onto-Ethico-Epistemologie* erweitert, ist ihre Richtung zunächst eine vorwiegend erkenntnistheoretische. Donna Haraway positionierte sich seit Beginn ihrer Arbeiten als feministische Biologin und politische Aktivistin. Sie behält in kritischer Erweiterung der Akteur-Netzwerk-Theorie (Latour 1987) den Begriff der Entitäten bei, um die situierte und verkörperte Wirkmacht von menschlichen und nicht-menschlichen Akteuren (*apparatuses of bodily production*) zu erforschen (Haraway 1988). Diese Erkenntnisse sollen kollektiv mittels (wissenschafts-)politisch-aktivistischer Netzwerke in zeitlich-räumlich wirksamen Affinitäten (statt Identitäten) genutzt werden um herrschaftskritische Strategien zu verwirklichen. Beide Perspektiven bieten unterschiedliche Ansatzpunkte, um die Verwobenheit der Bedeutungen von Natur, Technik und Kultur in den Phänomenkonstituierungen zu erfassen, ihre gesellschaftlichen Auswirkungen zu analysieren und politische Potenziale herauszuarbeiten (Schmitz 2017).

So wie schon Donna Haraway 1985 mit ihrem „Cyborg Manifesto“ die Auseinandersetzung mit *materiell-semiotischen Knotenpunkten* von Natur, Technik und Sozialität als unabdingbar politisch für eine Herrschafts- und Kapitalismuskritik und für den Widerstand gegen Ein- und Ausschlüsse argumentiert hat, so wird in den letzten Jahren in der feministischen Auseinandersetzung

mit Materialität(en) die Frage nach dem politischen Potenzial der *Feminist Materialisms* deutlicher formuliert (u.a. Meißner 2013). Die Pluralität feministisch-materialistischer Perspektiven kann demzufolge Ausgangspunkt für die Beschreibung multidimensionaler Ontologien (Coole 2013) sein, die dabei helfen, materiell-semiotische Interaktionen, Ausschlüsse und Einschlüsse, Diskriminierungen und Machtverhältnisse zu bearbeiten. Auseinandersetzungen hierzu finden sich aktuell in den *Feminist Science Technology Studies* ebenso wie den *Queer* und *Trans Studies*, den *Performance Studies* oder in Ansätzen der sozialwissenschaftlichen Intergeschlechtlichkeitsforschung.

Im Anschluss an diese aktuelle Debatte widmet sich dieser Schwerpunkt der Frage nach dem kritischen politischen Potenzial in den theoretischen Auseinandersetzungen und empirischen Analysen der *Feminist Materialisms*. Wir fragen nach der Position(ierung) des Politischen als Spannungsmoment im intra-aktiven Werden von Körpern, Technologien und Subjekten im Rahmen individueller und kollektiver Praxen, gesellschaftlicher Strukturen und symbolischer Normen. Die Forderung nach Anerkennung einer Wirkmächtigkeit materieller Dynamiken als nicht-intentionale *agency* erweitert den Begriff der Handlungsmacht über eine rein menschliche Intentionalität und Subjektivität hinaus. Diese Erweiterung fordert den klassischen Begriff des Politischen, gebunden an menschliches Handeln, heraus. Die Suche nach dem Ort des Politischen in *Feminist Materialisms* muss daher die individuelle und kollektive Wahrnehmung materieller *agency* herausarbeiten, um diese in gesellschaftstransformierende Ansätze und Bewegungen einzubeziehen (vgl. Coole 2013). Lassen sich demzufolge, so unsere grundlegende Frage, mit Hilfe der Perspektive der *Feminist Materialisms* neue Dimensionen politischer Handlungsfähigkeit und -freiheit ableiten? Welche Potenziale für kritische beziehungsweise widerständige politische Praxen lassen sich daraus gewinnen? Gleichzeitig ist immer einer rein deterministischen Bezugnahme auf Materie entgegen zu wirken, die intersektionale Ungleichheitsverhältnisse legitimiert und manifestiert. Wichtig sind uns hier Arbeiten, die untersuchen wie und ob das Politische sich in den *körperlichen* Mikropraktiken neu (ver)orten lässt und ob vor diesem Hintergrund die somatische Dimension als eigen_sinnig-widerständig beschreibbar wird, ohne eine (Re-)Essentialisierung von Körpern und Erfahrungen zu statuieren (vgl. Wuttig 2016). Nicht zuletzt thematisieren wir, wie Forschende – als mit ihren Phänomenen untrennbar intra-agierend – mit *responsibility* (verantwortlich sein) und *accountability* (zur Verantwortung gezogen werden) ihres Tuns umgehen (vgl. Schmitz 2017). Diese Herangehensweise beinhaltet unabdingbar das Hinterfragen der eigenen (feministisch-materialistischen) Ansprüche zur Analyse und Nutzung von Grenzüberschreitungen in Netzwerken von Natur-Technik-Kultur und ihren ethischen wie politischen Herausforderungen.

Mit dem Zusatz *critical* fokussieren wir darüber hinaus auf den *politisch-normativen* Zugang von Gender Studies, Feminismus, Intersektionalität, Queer und Postcolonial Studies und fragen nach der Verortung und Reflexion von Macht- und Herrschaftsverhältnissen in den aktuellen Debatten um *Critical Feminist Materialisms* und nach ihren politischen Implikationen für macht- und hegemoniekritische Strategien. Wie lassen sich beispielsweise queertheoretische Kate-

gorienkritik und materieller Eigen_Sinn in Hinblick auf eine verantwortungsvolle politische Positionierung zusammen denken (vgl. Gregor 2016)? Welche Ansatzpunkte des Politischen lassen sich aus den kritischen Theoriedebatten der *Feminist Materialisms*, der Kritischen Theorie, dem Embodiment-Ansatz, der Soma Studies, den Performance Studies, den queeren und intersektionalen Perspektiven ableiten? Wo liegen ihre politischen Erklärungspotenziale, wo ihre Grenzen? Die nachfolgenden Beiträge zeigen, dass die grundlegende Debatte um die gesellschaftskritischen Erklärungsansätze und die politischen Perspektiven der *Feminist Materialisms* erst begonnen hat und Potenzial für eine weitere kritische Reflexion bietet.

Zu den Beiträgen

Christian Helge Peters zeichnet in seinem Beitrag „(Neu-)Politisierungen in feministischen New Materialisms: Elisabeth Grosz, Jane Bennett und Rosi Braidotti“ drei Spielarten der deleuzianisch-vitalistisch inspirierten (*new*) *Feminist Materialisms* nach. Peters vertritt die These, dass die ausgewählten Ansätze sich deutlicher von einem *Essentialismus der Differenz und des Werdens* distanzieren müssten, davon abgesehen jedoch fruchtbare neue Perspektiven auf das Politische anbieten. Alle drei Ansätze verorten das Politische neu, indem sie das Geschlechterverhältnis als männlich dominiertes von drei Seiten problematisieren und neu konzipieren. Sie schreiben Materialität eine agency zu, wodurch ihr eine eigenständige Wirksamkeit in politischen Prozessen zugeschrieben wird. Sie entwickeln körperbezogene Strategien des Begehrens und der Affekte und liefern so ‚materialisierte‘ Alternativen zu rationalistisch-diskursiven Ansätzen. Und sie denken das Subjekt je unterschiedlich als hybrid und fluide. Das besondere Potential der Ansätze, so Peters, liegt darin, die binäre Geschlechterordnung aufzubrechen und Raum für Diversität zu schaffen.

Holly Patch und **Tomke König** stellen in ihrem Beitrag zu „Trans* Voca-
lity: lived experience, singing bodies, and joyful politics“ die Körperlichkeit des Singens als gelebte Erfahrung und politische Praxis ins Zentrum. Sie verbinden phänomenologische, feministisch-materialistische und poststrukturalistische Perspektiven für ein Verständnis von Trans* Vokalität als intra-aktionistisches Phänomen im Rahmen nicht-heteronormativer Performativität. Trans* und sich nicht-binär nach Geschlechterkategorien einordnenden Chor-Sänger*innen realisieren Grenzüberschreitungen gegen die Normen vergeschlechtlicher Stimmen. Die Agentialität von Trans* Vokalität jenseits dieser Normen hat dabei ebenso politische wie solidarisierende Wirkmacht. Die Autor_innen leisten damit einen wichtigen Beitrag zur Diskussion zwischen feministisch-materialistischen und poststrukturalistischen Ansätzen der Queer Studies.

Beatriz Revelles-Benavente und **Ana M. González Ramos** gehen in „Communication and Feminist New Materialism: Methodologies to understand the continuum between matter and discourse“ neue transdisziplinäre Wege. Sie verschränken literaturwissenschaftliche Analysen mit der Untersuchung

digital-kommunikativer Praxen in sozialen Netzwerken bei der Auseinandersetzung mit Texten von Toni Morrison. Unter einer feministisch-materialistischen Perspektive formen die offenen Kommunikationsprozesse zwischen Leser*innen und Autor*innen in den digitalen Foren über Text-Kommentare und Diskussionen intra-aktive (Re-)Materialisierungen des literarischen Corpus. Affektive Aspekte materialisieren sich dabei untrennbar und wirkmächtig in den sich verändernden literarischen Beiträgen. Die Autorinnen charakterisieren, wie einen solche, sich materialisierende „affecting/ed communication“ zum Ausgangspunkt für eine politische Auseinandersetzung mit historischen und aktuellen Diskriminierungen werden kann.

Mit den politischen Potenzialen und Risiken von grenzüberschreitenden Praxen und Materialisierungen in digitalen Netzwerken beschäftigt sich auch **Karisa Senavitis** in ihrem Beitrag „Reparative Design: A Study of Collective Practices for Generating and Redistributing Care Online.“ Sie analysiert zwei US-amerikanische Patient_innen-Netzwerke, die für Autoimmunerkrankungen eigene Erfahrungen, subversive Nutzungen und sogar Entwicklungen neuer Technologien über Online-Plattformen außerhalb medizinischer Informationssysteme verbreiten. Unter einer feministisch-materialistischen Perspektive diskutiert Senavitis solche digitalisierten Materialisierungen von Körperwissen und Design als Möglichkeit zur Subversion eines diskriminierenden kapitalistischen Gesundheitssystems und fordert gleichzeitig den Schutz vor Ausnutzung eben jener Daten.

Inwiefern sein Resonanzkonzept als kritischer (feministischer) Materialismus gelesen werden kann, diskutiert **Hartmut Rosa** in einem Gespräch mit **Joris A. Gregor**. Unter dem Titel „Die ethische Haltung bedeutet für mich hören und antworten“ sprechen Rosa und Gregor insbesondere über die Rolle von (körperlicher) Materialität, das Verhältnis von Epistemologie, Ontologie und Ethik sowie das politische Potential von Resonanz. Dabei werden die Bausteine der Resonanztheorie immer wieder mit dem agentiellen Realismus Karen Barads in Beziehung gesetzt und neben verschiedenen Körperkonzepten in (*Critical*) *Feminist Materialisms* Theorien die unterschiedliche Positionierung der Ethik bei Rosa und Barad debattiert.

Abgerundet wird dieser Schwerpunkt durch zwei Rezensionen neu erschienener Werke, die aktuelle feministisch-materialistische und queer-politische Debatten behandeln. **Sophia Varino** stellt mit „Incorporal Conditions: Elisabeth Grosz's Ontoethics“ das neue Buch der genannten Autorin vor, in dem sich Grosz mit den ethisch-politischen Implikationen eines nicht-essentialistischen Materialitätsbezugs auseinandersetzt. **Joris A. Gregor** bespricht in „Forsch(ung)en im Grenzgebiet“ den neuen Sammelband von Josch Hoenes und Micheal_a Koch zur Verzahnung von Aktivismus und Wissenschaft in heteronormativitätskritischen Forschungen.

Im offenen Teil dieses Hefts wird der Beitrag „Ingenieurinnen, die es geschafft haben!/? Symbolische Marginalisierungen prekärer Subjekte“ von **Bianca Prietl** präsentiert. Sie beschäftigt sich anhand von qualitativen Interviews mit Ingenieurinnen in Führungspositionen im Bereich erneuerbarer Energien mit den

wirkmächtigen Zuschreibungen – oder besser Abwertungen – der Ingenieursqualifikation qua Geschlechtszugehörigkeit. Prietl arbeitet heraus, wie diese symbolische Marginalisierung die Frauen in eine ambivalente Umgangsweise mit häufig schwer zu artikulierenden Diskriminierungserfahrungen zwingt.

Anmerkungen

- 1 Karen Barad verwendet den Begriff ‚Phänomene‘ anstatt ‚Entitäten‘ oder ‚Dinge‘, um der fortlaufenden reziproken Veränderung zwischen Materie und Diskurs gerecht zu werden. Phänomene sind „not a thing but a doing“ (Barad 2007: 151).

Literatur

- Åsberg, Cecilia (2013): The Timely Ethics of Posthumanist Gender Studies. In: *Feministische Studien* 13, 1, S. 7-12. <https://doi.org/10.1515/fs-2013-0103>.
- Barad, Karen (2007): *Meeting the Universe Halfway. Quantum Physics and the Entanglement of Matter and Meaning*. Durham: Duke University Press. <https://doi.org/10.1215/9780822388128>.
- Birke, Lynda (2003): Shaping biology. Feminism and the idea of ‚the biological‘. In: Williams, S./Birke, L./Bendelow, G. (Hg.): *Debating Biology. Sociological Reflections on Health, Medicine and Society*. London: Routledge, S. 39-52.
- Braidotti, Rosi (1994): *Nomadic Subjects: Embodiment and Sexual Difference in Contemporary Feminist Theory*. New York: Columbia University Press.
- Coole, Diana (2013): Agentic Capacities and Capacious Historical Materialism: Thinking with New Materialisms in the Political Sciences. In: *Millennium. Journal of International Studies*, 41, 3, S. 451-469. <https://doi.org/10.1177/0305829813481006>.
- Deleuze, Gilles/Guattari, Félix (2002): *Tausend Plateaus. Kapitalismus und Schizophrenie*. 5. Aufl. Berlin: Merve.
- Fausto-Sterling, Anne (2003): The problem with sex/gender and nature/nurture. In: Williams, S./Birke, L./Bendelow, G. (Hg.): *Debating Biology. Sociological Reflections on Health, Medicine and Society*. London: Routledge, S. 123-132.
- Gregor, Joris (Anja) (2015): *Constructing Intersex. Intergeschlechtlichkeit als soziale Kategorie*. Bielefeld: transcript.
- Gregor, Joris (Anja) (2016): There is an 'I' in LGBT*QI*. Inter* als kritischer Spiegel für queer theory. In: *GENDER. Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft* 7, 2, S. 15-31.
- Haraway, Donna (2008): *When Species Meet*. Minneapolis: University of Minnesota Press.
- Haraway, Donna (1992): The Promises of Monsters: A Regenerative Politics for Inappropriate/d Others. In: Grossberg, L./Nelson, C./Treichler, P. (Hg.): *Cultural Studies*. New York: Routledge, S. 295-337.
- Haraway, Donna (1991): A Cyborg Manifesto: Science, Technology, and Socialist-Feminism in the Late Twentieth Century. In: Dies.: *Simians, Cyborgs and Women: The Reinvention of Nature*. New York: Routledge, S. 149-181.

- Haraway, Donna (1988): *Situated Knowledges: The Science Question in Feminism and the Privilege of Partial Perspective*. In: *Feminist Studies* 14, 3, S. 575-599. <https://doi.org/10.2307/3178066>.
- Latour, Bruno (1987): *Science in Action: How to Follow Scientists and Engineers through Society*. Cambridge: Harvard University Press.
- Meißner, Hanna (2013): *Feministische Gesellschaftskritik als onto-epistemologisches Projekt*. In: Bath, C./Meißner, H./Trinkaus, St./Völker, S. (Hg.): *Geschlechter Interferenzen: Wissensformen – Subjektivierungsweisen – Materialisierungen*. Münster: LIT, S. 163-208.
- Schmitz, Sigrid (2017): *Die Un/Verfügbarkeit von BrainBodies-in-TechnoCultures: Feministisch materialistische Auseinandersetzungen mit Brain-Computer-Interfaces*. In: Bath, C./Meißner, H./Trinkaus, St./Völker, S. (Hg.): *Verantwortung und Un/Verfügbarkeit. Impulse und Zugänge eines (neo)materialistischen Feminismus*. Münster: Westfälisches Dampfboot, S. 207-223.
- Schmitz, Sigrid/Degele, Nina (2010): *Embodying – ein dynamischer Ansatz für Körper und Geschlecht in Bewegung*. In: Degele, N./Schmitz, S./Mangelsdorf, M./Gramespacher, E. (Hg.): *Gendered Bodies in Motion*. Leverkusen: Budrich, S. 13-36.
- Sullivan, Nikki (2012): *The somatechnics of perception and the matter of the non/human: A critical response to the new materialism*. In: *European Journal of Women's Studies* 19, 3, S. 299-313. <https://doi.org/10.1177/1350506812443477>.
- Wuttig, Bettina (2016): *Das traumatisierte Subjekt. Geschlecht – Körper – Soziale Praxis. Eine gendertheoretische Begründung der Soma Studies*. Bielefeld: transcript.

Aufsätze

Christian Helge Peters

(Neu-)Politisierungen in feministischen New Materialisms: Elizabeth Grosz, Jane Bennett und Rosi Braidotti¹

Zusammenfassung: In Auseinandersetzung mit Materialitäten entwickeln feministische New Materialisms ein neues Verständnis politischer Praxen. Materialitäten, insbesondere Körper, werden als aktiv verstanden, mit einer eigenen *agency*. Im Anschluss an Gilles Deleuze werden hier drei zentrale Theoretikerinnen der feministischen New Materialisms mit ihren je unterschiedlichen (Neu-)Politisierungen von Materialitäten diskutiert: Elizabeth Grosz schließt an die Gedanken von Deleuze zur Kraft des Lebens an und politisiert sie. Die Intuition ist hier eine Erfahrung und Partizipation in den Lebensprozessen der Materialitäten. Jane Bennett greift ebenso auf Deleuzes Konzeption von vitalen und dynamischen Materialitäten zurück und entwickelt ausgehend davon eine Politik der Sorge und Verantwortung für Materialitäten. Als Letztes wird Rosi Braidottis Theorie untersucht. Ausgehend von Deleuzes Ideen zum Frau-Werden entwickelt sie eine widerständige Praxis des Feminismus und der sexuellen Differenz gegen die Ordnung der ‚Männlichkeit‘. Am Ende werden die theoretischen und politischen Konsequenzen dieser Mikropolitiken in den feministischen New Materialisms diskutiert.

Schlagwörter: Gilles Deleuze, Feminismus, Neuer Materialismus, Mikropolitik, Politische Theorie.

(New-)Politizations in feminist new materialisms: Elizabeth Grosz, Jane Bennett, and Rosi Braidotti¹

Abstract: Feminist New Materialisms develop a new understanding of political practices by discussing materialities. Materialities, especially bodies, are understood to be active and having their own *agency*. Following Gilles Deleuze, three central theorists of feminist New Materialisms are discussed regarding their different (new-)politicizations of materialities: Elizabeth Grosz connects and politicizes the thoughts of Deleuze concerning the force of life. In this realm intuition is an experience and participation in the life processes of materialities. Jane Bennett also relates to Deleuze's conception of vital and dynamic materialities. She develops politics of care and responsibility for materialities. Finally, Rosi Braidotti's theory is explored. Drawing on Deleuze's ideas of becoming-woman, she develops a subversive practice of feminism and sexual differentiation against the order of 'masculinity'. In the end, the theoretical and political consequences for thinking micropolitics in feminist New Materialisms are discussed.

Keywords: Gilles Deleuze, feminism, new materialism, micropolitics, political theory.

Auf der Suche nach einem (neuen) Ort des Politischen in feministischen New Materialisms

Gender Studies und feministische Theorien entstanden u. a. als eine Gegenbewegung zu denjenigen Philosophien, politischen Theorien und Sozialwissenschaften, die Körperlichkeit in ihren Analysen lange Zeit systematisch ausgeblendet haben. Diese Positionen richten sich gegen die Überbetonung von Rationalität, Autonomie, Intentionalität sowie von kognitivistischen Prozessen der Kommunikation zum Verständnis des Sozialen, die aus einer dualistischen Trennung von Kultur und Natur, Geist und Körper, Mann und Frau resultieren. Feministische New Materialisms schließen an diese Kritik an und erweitern die feministische Theorietradition, indem sie, wie auch die Akteur-Netzwerk-Theorien², jenseits der sex/gender Unterscheidung nicht nur die Materialität menschlicher Körper, sondern alle Arten von Materialitäten wie Dinge, Techniken, Tiere, Affekte, Diskurse oder die sogenannte Natur miteinbeziehen. Damit erhalten Materialitäten wieder eine zentrale theoretische Bedeutung, die sie tendenziell in queerfeministischen Ansätzen, insbesondere mit einem diskurstheoretischen Fokus wie bei Judith Butler (1991, 1997), verloren haben. Allen unterschiedlichen Formen von Materialität in New Materialisms ist gemeinsam, dass sie eine eigene Handlungsmacht haben, eine *agency*. Das heißt, dass Materialitäten als solche Effekte auf das Soziale haben, die nicht auf Subjekte zurück geführt werden können (vgl. zur genaueren Einordnung Lemke 2017). Dieses Verständnis unterscheidet sich von neuzeitlichen und modernen, westlichen Theorien von Materie und Materialitäten, die zwischen passiven Dingen oder passiver Natur und aktiven Subjekten einen qualitativen Unterschied machen (vgl. exempl. Latour 2015).

In Ansätzen der feministischen New Materialisms werden Materialitäten zum Ausgangspunkt für ein Neudenken politischer Praxen. Im Artikel werden drei spezifische Ansätze der feministischen New Materialisms auf ihr politisches Potential hin untersucht. Elisabeth Grosz, Jane Bennett und Rosi Braidotti sollen im Folgenden als paradigmatische Vertreterinnen der feministischen New Materialisms diskutiert werden, die Materialitäten (neu-)politisieren. Den hier diskutierten Positionen ist gemeinsam, dass sie allesamt an Gilles Deleuze anschließen.³ An ihnen lässt sich herausarbeiten, was sich am Verständnis politischer Praxen ändert, wenn Materialitäten wie Dinge und Körper mit eigener *agency* einbezogen werden.⁴

Im Anschluss an Deleuze und insbesondere seine vitalistische Ontologie entwickeln die Theoretikerinnen jeweils eigenständige Ansätze der Mikropolitik: Grosz politisiert die Intuition. Die Intuition ist eine Praxis der Erfahrung und der Partizipation an den Lebensprozessen der Materialitäten. Bennett entwickelt eine Praxis der Verantwortung und Sorge um Materialitäten. Braidotti konzeptionalisiert eine neue politische Praxis und widerständige Subjektivierungen, die um die Frage des Frau-Werdens der vergeschlechtlichten Körper kreisen.

Gilles Deleuze als Anschlussstelle feministischer New Materialisms

Deleuze eröffnet den feministischen New Materialisms von Grosz, Bennett und Braidotti ein Verständnis politischer Praxen, in denen Materialitäten eine zentrale Position einnehmen. Drei unterschiedliche Tendenzen können bei Deleuze skizziert werden, auf die diese drei Positionen aufbauen.

Erstens entwickelt Deleuze ein Verständnis von Welt und Materialitäten auf Grundlage einer Ontologie der Vitalität und Intensität. Deleuze konzipiert das Leben mit Bezug auf Bergsons Begriff „Elan vital“ (Deleuze 2007: 119) als eine ontologische und asubjektive Kraft oder auch als eine „Materie-Bewegung, [...] Materie-Energie, [...] Materie-Strom“ (Deleuze/Guattari 1992: 563). Weil alle Materialitäten selbst von dieser Kraft des Lebens geprägt sind, spricht er von einer „Vitalität der Materie“ (ebd.: 568). Die vitale Kraft des Lebens ist die bestimmende und produktive Kraft für Entwicklungen in der Welt. Das Leben ist „positiv und schöpferisch“ (Deleuze 2007: 128, vgl. auch 115ff.), weil es Differenzierungen, kreative Veränderungen und die Entstehung von genuin Neuem in der Welt bewirkt. Diesen Prozess bezeichnet Deleuze auch als „Werden“ (bspw. Deleuze/Guattari 1992: 20, 318ff.). Die schöpferische Konstitution von Neuem durch das Leben ist maximal weit gefasst und bezieht sich auf alle Arten von neuen Materialitäten, neue körperliche Vermögen, neue Kräfte oder neue Assemblagen in der Welt. Durch die Kraft des Lebens sind alle Materialitäten und damit alle Dinge, Körper und Assemblagen permanenten Veränderungen und schöpferischen Erneuerungen ausgesetzt. Aus Sicht von Deleuze müssen politische Praxen diese vitalen Kräfte des Lebens erfahren, affirmieren und stärken, um das Werden der Welt und des Sozialen zu fördern. In seiner Philosophie versucht er dies durch die Schöpfung von neuen Begriffen (vgl. Deleuze/Guattari 2000: 21ff.). Eine Kritik an den politischen Verhältnissen ist für ihn nicht mehr zentral.

Die Praxis der Erfahrung der vitalen Kräfte des Lebens fasst Deleuze im Anschluss an Bergson mit dem Begriff der „*Intuition*“ (Deleuze 2007: 23, Herv. i. O.). Durch Intuitionen können Subjekte ihre immer schon bestehende Partizipation an diesen ontologischen Kräften vertiefen, sie wahrnehmen und fühlen, indem sie sich diesen öffnen. Dabei erfahren Subjekte die überschwängliche Potentialität des Lebens selbst, seine Aktivität und Intensität, die durch ihre eigenen wie auch alle anderen Körper wirksam ist (vgl. ebd.: 23ff.). Eine solche politische Praxis ist darauf angelegt, die vitalen Kräfte des Lebens in allen Materialitäten immer stärker zur Entfaltung zu bringen. Das heißt, die Materialitäten aller Art permanenten Veränderungen und Schöpfungsprozessen zu unterwerfen (vgl. Deleuze 2003: 74f.).

Aufgrund ihrer Positivität, Produktivität sowie Kreativität erhalten diese Lebenskräfte *zweitens* eine fundamentale politische Bedeutung. Im Anschluss an Baruch de Spinoza konzipiert Deleuze auf Grundlage seiner Ontologie der Vitalität und Intensitäten eine „*Ethik*“ (Deleuze 1988: 34, Herv. i. O.). Im Gegensatz zu einer Ethik kennzeichnen eine Moral für Deleuze ein festes universelles, überindividuelles und oftmals ahistorisches Regelwerk oder Wertesysteme mit Pflichten und Verboten für ein gelingendes Leben. Eine Ethik nach Deleuze ist

hingegen eine politische Praxis, die nicht nur die Kräfte und Fähigkeiten der verschiedenen Materialitäten untersucht, sondern gleichzeitig die ontologischen, positiven Kräfte, schöpferischen Vermögen und Potentiale des Lebens selbst bejaht, sie steigert und in verschiedenen Materialitäten ausdrückt (vgl. ebd.: 27-41, 162ff.).

Jenseits dieser zwei Linien lässt sich noch eine *dritte* Linie aufzeigen, die die Praxis der Auflösung oder Differenzierung von Ordnungen aller Art vor dem Hintergrund der deleuzschen Ontologie betont. Deleuzes und Guattaris Überlegungen zum Politischen konzentrieren sich auf Mikropolitiken, die starre gesellschaftliche Kräfteverhältnisse unterlaufen und zu Veränderungen zwingen (vgl. Deleuze/Guattari 1992: 481ff.). Gesellschaftliche Kräfteverhältnisse wie Identitäten, race, Klassen, Geschlechter, Körper oder Begehren mit ihren festen und stabilen Subjektivitäten und Institutionen funktionieren über Makropolitiken, die Vielfalt und Differenzierungsbewegungen einschränken. Mikropolitiken unterlaufen diese makropolitischen Kräfteverhältnisse, indem sie permanent neue Körper, Identitäten, Geschlechter oder Begehren hervorbringen und bestehende verändern. Insofern werden Mikropolitiken von den Autoren als „schöpferische Fluchtlinie“ (ebd.: 584) oder „Deterritorialisierung“ (ebd.: 525) bezeichnet, die sich den Makropolitiken widersetzen und freiere Subjektivitäten ermöglichen. Die Mikropolitiken sind dabei vor allem affektiv (vgl. ebd.: 545ff.).

Die zentrale feministische Mikropolitik ist nach Deleuze und Guattari das ‚Frau-Werden‘ (vgl. ebd.: bes. 375ff.). Das ‚Frau-Werden‘ ist eine schöpferische und differenzierende Praxis von Kollektiven, die die herrschende ‚männliche‘ Strukturierung der Gesellschaft in ‚Mann‘/‚Frau‘ unterläuft und aufbricht. Auf empirische ‚Frauen‘ bezieht sich der Ausdruck nicht. Deleuze greift auf den an dieser Stelle erklärungsbedürftigen Begriff ‚Frau‘ zurück, um die Mikropolitik des ‚Frau-Werdens‘ als das Außen und Andere von der herrschenden Ordnung des ‚Mannes‘ abzugrenzen. Das ‚Frau-Werden‘ einer gesamten Gesellschaft eröffnet allen Subjekten neue und vielfältigere Identitäten, Begehren, Geschlechter oder Körper, die sich diesem Dualismus potentiell entziehen können.⁵ Wenn es Subjekten und Kollektiven gelingt, sich aus dieser starren binären Struktur zu befreien, können verschiedene Identitäten und Begehren in einem Subjekt zusammen bestehen sowie permanenten und unabschließbaren Werdens- und Veränderungsprozessen folgen. Ein ‚Mann-Werden‘ kann es hingegen nicht geben, weil der ‚Mann‘ der Standard, die Norm, der Herrschaftsstatus, die vorherrschende Form von Subjektivität in den gegenwärtigen westlichen Gesellschaften ist, die aufgrund ihrer gesellschaftlichen Stellung gerade keine Mikropolitik der Öffnung, der Vervielfältigung und des Werdens ist, sondern Stabilisierung der Geschlechterbinarität (vgl. ebd.: 398). Wie genau das ‚Frau-Werden‘ die Geschlechterordnung unterläuft, bleibt bei Deleuze unterbelichtet. Er liefert den Grundbegriff, konkretere Vorschläge zur politischen Praxis machen feministische Anschlüsse wie der Braidottis.

(Neu-)Politisierungen von Materialitäten nach Deleuze

Die nächsten drei Abschnitte sind anhand dieser drei Linien im Werk von Deleuze strukturiert. Ihre Reihenfolge ist dabei so gewählt, dass eine Bewegung der zunehmenden Politisierung von Materialitäten und insbesondere von Körperlichkeit nachgezeichnet werden kann.

Elizabeth Grosz: Intuitionen und die Lebensprozesse der Materialitäten

Grosz versteht Konzepte des Feminismus wie (rechtliche) Gleichheit, Autonomie, Subjektivität und Freiheit nicht mehr als moralische Werte oder Ideale, sondern als ontologische Bedingungen (vgl. Grosz 2010: 139). Um diese Konzepte mit ontologischen und metaphysischen Begriffen neu zu konzeptionalisieren, rekurriert sie auf die Philosophien des Lebens und der Natur von Darwin, Nietzsche, Bergson, Deleuze und nicht auf Denktraditionen der politischen Philosophie (vgl. bes. Grosz 2005a: 13-52). In den ontologischen Bedingungen der Materialitäten selbst entdeckt Grosz politisch bedeutsame Kräfte der Gleichheit, Autonomie und Freiheit. Diese Kräfte sind nun nicht mehr an eine menschliche Subjektivität gebunden, sondern liegen in den Prozessen der Materialitäten begründet. Die Lebensprozesse der Materialitäten streben nach Offenheit, Differenzierungen sowie kreativen und schöpferischen Entwicklungen, die immer neue Potentiale der Materialitäten wie Körpervermögen oder Begehren entfalten (vgl. Grosz 2010: 140, 147ff.; auch 1994; vgl. zur ontologischen Begründung Grosz 2005a: 1ff., 150ff., 180ff.).

Indem Grosz politische Handlungsfähigkeit bzw. *agency* in der ontologischen Kraft des Lebens verortet, gründen politische Praxen auf einem asubjektiven Schöpfungs- und Erfindungsprozess, der sich in den materiellen Vermögen der Körper selbst ausdrückt. Politische Prozesse sind demnach weder in der Wahl oder Entscheidung eines autonomen Subjekts noch in einer bestimmten menschlichen Eigenschaft begründet (vgl. Grosz 2010: 152). Sie kritisiert damit die Annahme eines autonomen Subjekts, die bereits von verschiedenen feministischen Theorien dafür kritisiert wurde, in den Geschlechterverhältnissen dualistische Zuschreibungen von ‚Männlichkeit‘ mit Rationalität und ‚Weiblichkeit‘ mit Irrationalität und Emotionalität zu reproduzieren.

Grosz (2017: 1f.) denkt ontologische und politische Fragen zusammen. Ihr zentrales politisches Ziel ist es, dass sich alle Materialitäten einer noch unbestimmten Zukunft sowie einem permanenten Werden öffnen, denn Ziel und Bestimmung des Lebens als Kraft liegen darin, Materialitäten zu permanenten Differenzierungsprozessen anzutreiben (vgl. ebd.: 254). Grosz politisiert das Leben selbst und gibt dem Leben einen dezidiert positiven Wert. Sie entwickelt eine Politik des Lebens und Werdens, deren Werte sich aus den Kräften des Lebens legitimieren (vgl. ebd.: 256f.). Auf diese Weise reproduziert sie die Idee von einem Leben und einer Natur, die ursprünglich und harmonisch sind, was bereits an bestimmten Positionen des ökologischen Feminismus kritisiert wurde. Die Analyse patriarchaler Machtstrukturen gerät dabei zugunsten der Werdens-

prozesse der Materialitäten in den Hintergrund (vgl. Grosz 2010: 154; 2005a: 167). Diese Idee der Natur und des Lebens fällt hinter ihre früheren Arbeiten wie „Volatile Bodies“ (1994: bes. xff., 19ff., 160ff., 189ff.) zurück, in der sie die Verschränkung von Natur und Kultur bzw. Sozialem am Bild des Möbiusbandes verdeutlicht und noch das ‚Frau-Werden‘ (ebd.: 173ff.) als feministische Praxis präferiert, die Materialitäten und Körper neu gestaltet.

Die „*Intuition*“ (Grosz 2005b: 7ff.; 2017: 259, Herv. C.H.P.) ist hingegen eine andere politische Praxis der Subjekte, die die Kräfte des Lebens in ihrem Werden und ihrer Potentialität erfahrbar und damit letztlich lebbar machen kann. Dazu müssen die Subjekte ihren eigenen Subjektstatus weitestgehend verlassen, um an den ontologischen Kräften zu partizipieren, sich auf sie einzulassen und sie zu fühlen. Auf Grundlage dieser Erfahrung und Partizipation an den Potentialitäten des Lebens werden die Subjekte schöpferischer und können ihre eigenen Differenzierungen individuell und kollektiv erweitern. In ihren politischen Zielen unterscheidet sich Grosz' Ansatz dann nicht mehr so stark von Ideen der Subversion und Verflüssigung von Identitäten im Drag wie in queer-feministischen Ansätzen.

Jane Bennett: Politiken der Verantwortlichkeit und der Sorge um Materialitäten

Um die Offenheit, Unabgeschlossenheit und die permanenten Veränderungsprozesse in allen Arten von Materialitäten hervorzuheben, spricht Bennett mit Verweis auf Bergson von einer „*vital materiality*“ (Bennett 2010: vii, Herv. i. O.). Auf diese Weise versteht sie, wie schon Grosz, Materialitäten und Leben(digkeiten) als ineinander verwoben. In der Tradition feministischer Kritik wendet sich Bennett gegen ein Verständnis von Materialitäten als unlebendig, passiv, mechanistisch oder bloße Materialität, die durch den Menschen gestaltet wird (vgl. ebd.: 52ff.). Ein solches instrumentelles Verständnis ist ‚männlich‘ konnotiert, weil es davon ausgeht, dass Materialitäten wie Körper oder die Natur autonomen ‚männlichen‘ Subjekten und ihren Intentionen unterworfen werden könnten, womit die Eigenständigkeit und Bedeutung von Materialitäten negiert wird. Gleichzeitig wird ‚Frauen‘ diese Fähigkeit abgesprochen und sie der Seite der Natur/Passivität zugeordnet.

Vitalität ist ein Vermögen aller Materialitäten, ihre spezifische *agency* (vgl. ebd.: viii). Bennet nennt dieses (ontologische) Vermögen „*Thing-Power*“ (ebd.: 6, Herv. i. O.). Alle Materialitäten, sie spricht von Aktanten, ob menschlich oder nicht-menschlich, haben eine solche Macht (vgl. ebd.: 10f.). Insofern nivelliert Bennett die Unterscheidung zwischen Menschen und Materialitäten, die für die Konstitution der modernen ‚männlich‘ dominierten Gesellschaft zentral ist und von feministischen Theorien vor den New Materialisms nicht aufgegeben wurde. Einzelne Aktanten sind immer Teil von Assemblagen, also Teil eines Netzwerkes aus vielen verschiedenen Aktanten, deshalb ist *agency*, genauer gesagt, auf Netzwerke verteilt (vgl. ebd.: ix, 23ff., 34).

Anders als Grosz geht es Bennett konkreter um eine neue politische Ökologie, die auf der *agency* und Vitalität der Materialitäten gründet (vgl. Bennett

2010: xix). Solche Neupolitisierung von Materialitäten ist notwendig geworden für Bennett, um die aufgetretenen ökologischen Probleme der Welt zu bewältigen. In dieser Ökologie bilden alle Arten von Aktanten eine gemeinsame Öffentlichkeit (vgl. Bennett 2005: 138ff.). Eine Öffentlichkeit versteht sie im Anschluss an John Dewey als das Ergebnis von gemeinsamen Handlungen verschiedener Aktanten einer Assemblage. Sie bildet sich auf Grundlage von Problemen wie Leid oder Umweltzerstörungen, um ihre Probleme zu lösen (vgl. Bennett 2010: 95).

Für Bennett lässt sich eine neue Ökologie gestalten und aufgetretene Probleme lösen, wenn möglichst viele Aktanten mit ihren je spezifischen Vermögen, Kräften und Zielen in politische Prozesse einbezogen werden (vgl. ebd.: 94ff.). In letzter Konsequenz müssen die nicht-menschlichen Aktanten in die politischen Prozesse einbezogen werden, weshalb Bennett diese, ähnlich wie Latour (2001), in die Parlamente holen möchte, gerade wenn sie von den politischen Entscheidungen betroffen sind. Politische Prozesse sind vom ziel- und lösungsorientierten Austausch unterschiedlicher Aktanten geprägt und nicht von antagonistischen Aushandlungen von Interessen oder Prinzipien wie Gerechtigkeit oder Wahrheit (vgl. Bennett 2015: 84). Dazu ist es notwendig, Möglichkeiten des Austauschs und ein gegenseitiges Verständnis zwischen den Aktanten zu schaffen (vgl. Bennett 2005).

Neben Vorschlägen für eine institutionalisierte Politik entwickelt Bennett politische Mikropolitiken. Für sie geht es um einen verantwortungsvollen, strategischen und sensiblen Umgang mit Materialitäten und nicht-menschlichen Aktanten (vgl. Bennett 2010:116; auch 2015: 85). Um die politischen Probleme zu lösen, ist es für sie zentral, dass menschliche Aktanten eine „*ecological sensibility*“ (Bennett 2010: xi, Herv. i. O.) für Materialitäten entwickeln. Sensibilität, Achtsamkeit und respektvoller Umgang mit Materialitäten und der Natur sind zentrale Begriffe der Debatte um care work. Bennett entwickelt eine Praxis der Sorge, auch wenn für sie der Begriff *care* nicht zentral ist (vgl. zur Thematisierung von care: Bennett 2002: 59, 72ff.; 2010: 103f.; 2014: 250). Diese Praxis beruht auf einem gesteigerten Bewusstsein der menschlichen Aktanten von anderen Aktanten in einem hierarchiefreien Netzwerk und der Erfahrung, dass die Assemblagen anders sein können und gestaltbar sind (vgl. Bennett 2015: 84). Darüber hinaus gehört zu den Voraussetzungen solch einer neuen Politik eine Grundsympathie und Solidarität mit leidenden Körpern und Materialitäten (vgl. Bennett 2014: 239f, 250; 2015: 86).

Menschliche Aktanten müssen nach Bennett in Assemblage mit anderen Aktanten die zentrale Verantwortung für Materialitäten und die Welt übernehmen, um vor allem eine ökologischere und nachhaltigere Produktion und Konsumption durchzusetzen (vgl. Bennett 2010: ix, 20ff.). Bennetts politisches Projekt konzentriert sich, wie feministisch-ökologische Ansätze vorher, auf eine andere, grüne Umweltpolitik im Sinne eines ökologisch-nachhaltigen Projekts (vgl. Bennett/Kahn 2009: 98; auch Bennett 2004: 349). Die ökologischen Schäden menschlichen Lebens müssen minimiert und der Nutzen des menschlichen Lebens besser auf alle Aktanten verteilt werden (vgl. Bennett 2015: 85).

Bennetts feministischer Einsatz liegt darin, die Form der ‚männlichen‘ Herrschaft über Materialitäten und Natur durch ein Konzept der Sorge (care work) zu ersetzen. Das ‚männliche‘ Projekt der Naturbeherrschung, wie es bereits ökologische Feminismen kritisierten, basiert auf einem rein instrumentellen Verständnis von Materialitäten und Natur, indem diese vollständig den ‚männlichen‘ Interessen und Bedürfnissen untergeordnet werden. Im Gegensatz zu Grosz und Positionen im ökologischen Feminismus haben Materialitäten und Natur bei Bennett zwar einen entscheidenden politischen Wert, doch verlieren sie ihren unantastbaren und absoluten Wert, weil sie selbst aktiv gestaltet werden müssen. Ebenfalls im Unterschied zu Grosz romantisiert und harmonisiert Bennett Materialitäten nicht. Materialitäten haben ihre eigene *agency* und können daher nicht nur nicht von menschlichen Aktanten vollständig kontrolliert werden, sondern sie können ihren Zwecken entgegen laufen und ihnen schaden (vgl. Bennett 2010: ix; auch Bennett/Kahn 2009: 94).

Bennetts politische Ziel liegt in einem menschlichen Selbstinteresse, im menschlichen Überleben und der Steigerung ihres Glücks (vgl. Bennett 2010: x). Bennetts Fokus liegt letztlich auf der Verhinderung und Verminderung von Leid der menschlichen Aktanten. Die Unterscheidung zwischen menschlichen und nicht-menschlichen Aktanten gibt sie nicht gänzlich auf (vgl. ebd.: 12f.).

Rosi Braidotti: ‚Frau-Werden‘ als Mikropolitik gegen das ‚Männliche‘

Gemeinsam mit den anderen zwei Theorien ist für Braidotti die Materialität von Körpern Ausgang für ein Neudenken politischer Praxen. Auch sie bezieht sich ebenso positiv auf die vitalistische Ontologie von Deleuze (vgl. bes. Braidotti 1996; 2002: 65ff.). Braidotti schließt an die Gedanken von Deleuze und Guattari zu einer feministischen Politik des ‚Frau-Werdens‘ an und entwickelt sie weiter hin zu einer mikropolitischen Alltagspraxis (vgl. Braidotti 2006: 205). Deshalb schließt sie nicht wie Grosz an die Praxis der Intuition an, die geprägt ist von einem Sich-Einlassen auf die Kräfte des Lebens.

Materialitäten wie Subjekte und ihre Körper sind nach Braidotti (2002: 21ff.; 2014: 191) von verschiedenen Kräften, insbesondere von körperlichen Affekten, Begehren und sozialen Kräfteverhältnissen wie race, Geschlecht, Klasse oder Alter geprägt. Im Gegensatz zu den anderen Ansätzen steht für sie sehr viel stärker das menschliche Subjekt und dessen Handlungsfähigkeit im Mittelpunkt. Für eine neue politische Praxis will Braidotti den Begriff des Subjekts nicht aufgeben, aber öffnen. Sie positioniert sich zwischen einem Subjektivismus, der am autonomen Subjekt festhält, und einem Post-Humanismus, der alle Materialitäten mit dem gleichen Begriff der *agency* fasst und qualitative Unterschiede zwischen ihnen weitestgehend nivelliert (vgl. Braidotti 2006: 137).

Das Subjekt des Feminismus ist bei Braidotti nicht ontologisch-essentialistisch gegeben, es wird in der Praxis des ‚Frau-Werdens‘ selbst konstituiert. Dieses Subjekt muss als ein Gegenprojekt zum ‚Männlichen‘ geschaffen und aktiviert werden, um politisch wirksam zu sein. Diese Differenz wirkt insofern positiv und bestärkend für eine feministische Politik (vgl. Braidotti 2002: 11f., 22ff., vgl.

auch 1994: 30). Politiken der Differenz werden bei Braidotti als dezidiert aktive und kollektive Prozesse sowohl auf der diskursiven als auch der materiellen Ebene konzipiert. Feministische Praxen versuchen nicht nur die symbolische Dimension der Geschlechterordnung und von Körpern zu verändern, sondern zugleich körperliche Prozesse wie Geschlecht, Begehren oder Affekte selbst (vgl. Braidotti 1994: 35). Es sind neben diskursiven Subversionen gerade körperliche, nicht ausschließlich bewusste Kräfte, die Offenheit und Dynamiken in Subjekten ausdrücken und in die gegenwärtigen (Geschlechter-)Verhältnisse bringen (vgl. ebd.: 191; auch vgl. 2002: 12, 16ff.). Braidotti wendet sich dezidiert gegen postmoderne und poststrukturalistische Ansätze, in denen Subjekte unentrinnbaren symbolischen Zwängen unterworfen sind (vgl. Braidotti 2014: 190).

Die primär körperliche Praxis des ‚Frau-Werdens‘ richtet sich gegen das Prinzip der ‚Männlichkeit‘, dem ‚Frauen‘ und ‚Weiblichkeit‘ immer nur als das Andere gegenüber gestellt werden, ohne einen eigenen Subjektstatus mit eigenen Merkmalen. Das ‚Männliche‘ dominiert die gegenwärtige Subjektivität und Gesellschaft. Das ‚Frau-Werden‘ ist eine Praxis gegen die gesellschaftlichen Kräfteverhältnisse und Ordnungs-Prinzipien des ‚Mannes‘ bzw. des ‚Männlichen‘ (vgl. Braidotti 2002: 78). ‚Männliche‘ Subjektivität verkörpert für Braidotti Stabilität, Selbst-Identität, Logozentrismus und Autonomie des Subjekts und unterdrückt Prozesse des Werdens (vgl. Braidotti 2003: 49). Das ‚Männliche‘ ist damit der politische Antipol des ‚Frau-Werdens‘. Weil ‚Männlichkeit‘ die dominante Form der Geschlechterverhältnisse ist, kann es für Braidotti kein Werden des ‚Mannes‘ geben. ‚Männlichkeit‘ und ‚Weiblichkeit‘ unterscheidet Braidotti wie der Differenzfeminismus, doch anstatt besondere und ursprüngliche Eigenschaften den Geschlechtern zuzuschreiben, unterscheidet Braidotti ‚Männlichkeit‘ und ‚Weiblichkeit‘ als zwei verschiedene Formen politischer Praxis.

Das ‚Frau-Werden‘ ist für Braidotti die zu privilegierende politische Praxis des Werdens. Es ist deshalb die politische Praxis beider Geschlechter, alle vergeschlechtlichten Praxen des Werdens gehen immer über das Werden der ‚Frauen‘ (vgl. ebd.: 49). Sie kritisiert aber Deleuze dafür, dass er nicht sieht, dass die jeweiligen Subjektpositionen von ‚Frauen‘ und ‚Männern‘ andere sind und deshalb ihre konkrete politische Praxis jeweils unterschiedlich sein muss (vgl. ebd.: 53ff.). Die Praxis des ‚Frau-Werdens‘ ist nicht notwendigerweise an die Existenz empirischer ‚Frauen‘ gebunden. Es handelt sich vielmehr um eine bestimmte politische Praxis gegen die vorherrschenden Geschlechterverhältnisse, deren gleichzeitige Auflösung und Verschiebung sie bedeutet (vgl. Braidotti 2002: 78ff.). Vor diesem Hintergrund lässt sich verstehen, warum Braidotti (1994: 31) eine Praxis der sexuellen Differenz als eine Praxis des ‚Frau-Werdens‘ hervorhebt. Nicht nur um dezidiert körperliche Prozesse hervorzuheben, unterstreicht sie damit wiederum die Bedeutung des ‚Weiblichen‘ im Gegensatz zum ‚Männlichen‘. Nur das ‚Frau-Werden‘ ist politisch progressiv und kann vergeschlechtlichte Subjekte transformieren (vgl. Braidotti 2002: 22). Das ‚Frau-Werden‘ ist die Differenzierung und Dekonstruktion der dominanten repressiven Geschlechterverhältnisse (vgl. ebd.: 26). Das ‚Männliche‘ muss für Braidotti aus feministischer Perspektive durch die Praxis des ‚Frau-Werdens‘ aufgelöst werden.

Die Praxis des ‚Frau-Werdens‘ ist zuallererst eine Freisetzung vielfältiger Subjektentwürfe, Körper und Begehren (vgl. Braidotti 2002: 61; auch 2003: 45). Im Prozess des Werdens entstehen neue Subjektivitäten mit neuen Identitäten und Begehren (vgl. Braidotti 2002: 13, 51). Letztlich geht es Braidotti darum, Differenzierungen in viele verschiedene Identitäten, Geschlechter und Begehren im Sinne Deleuzes weiter voranzutreiben und diese Differenzen lebbar zu machen (vgl. Braidotti 1994: 31). So eröffnet sich die Möglichkeit einer „subjectivity ‚beyond gender‘ in the sense of being dispersed, not binary; multiple, not dualistic; interconnected, not dialectical; and in a constant flux, not fixed. This idea is expressed in figurations like ‚polysexuality‘, the ‚molecular woman‘“ (Braidotti 2003: 50).

Diese neuen Subjektivitäten bezeichnet Braidotti auch als „nomadische Subjekte“ (Braidotti 1994: 6), weil sie in einem permanenten Werden jenseits gesellschaftlicher Dualismen sind. In ihren Praxen experimentieren sie mit neuen Identitäten und Begehren jenseits aller Klassifikationen und Ordnungen des ‚Männlichen‘ und eröffnen sich neue Freiheiten. Ihr Selbstzweck liegt in diesen Veränderungen, die ohne teleologisches Ziel bleiben. Nomadische Subjekte haben niemals eine fixe Identität, denn sie ist nicht vollkommen und verändert sich permanent (vgl. Braidotti 2002: 8, 23ff.).

Konsequenzen der (Neu-)Politisierungen von Materialitäten

Mit und im Anschluss an Deleuze wurden im Artikel drei verschiedene Positionen der feministischen New Materialisms diskutiert, die Materialitäten auf Grundlage einer vitalistischen Ontologie neu politisieren. Materialitäten erhalten eine fundamentale *agency* in politischen Prozessen, das autonome Subjekt wird problematisiert bzw. verabschiedet und Prozesse des Lebens sowie körperliche Prozesse wie Affekte und Begehren nehmen eine zentrale Rolle ein. Die hier diskutierten Ansätze der feministischen New Materialisms bei Grosz, Bennett und Braidotti beziehen sich kritisch auf Butler (1997), die Körper in performativen Praxen untersucht. In ihnen wird Körpern eine geschlechtliche Bedeutung zugeschrieben, deren Bedeutung in subversiven Praxen verschoben werden kann.⁶ Bei Butler bleibt die materielle und vor allem vitale Dimension des Körpers unterbelichtet und wird besonders in ihren ersten Arbeiten tendenziell ausgeblendet. Die Stärke der feministischen New Materialisms liegt genau darin, Körperlichkeit in ihren Materialitäten zu fassen und unterschiedliche Materialitäten umfassender untersuchen zu können.

Der letzte Abschnitt des Artikels wird dazu genutzt, die theoretischen und politischen Konsequenzen der diskutierten Ansätze zu untersuchen und ihre Potentiale und Probleme für eine feministische Theorie genauer herauszustellen. Wie problematisch der Anschluss an die ontologischen und vitalistischen Gedanken von Deleuze für eine feministische Theorie sein kann, verdeutlicht Lettow (2014: 99ff.), die Deleuzes Theorie der Materie als eine Theorie der Unmittelbarkeit kritisiert. Lettow wird mit dem vorliegenden Text insofern widersprochen, als dass sie ebenfalls an vitalistischen Positionen der feministi-

schen New Materialisms wie bei Grosz, Bennett oder Braidotti kritisiert, dass sie kein Verständnis politischer Praxen hätten (vgl. ebd.: 104). Es soll jedoch im weiteren Verlauf gezeigt werden, dass diese politische Praxen nur anders konzipieren. Lettow ist aber insofern zuzustimmen, als dass in den Versuchen der Neupolitisierung von Materialitäten gerade durch den Bezug auf die deleuzsche Ontologie Probleme für eine feministische Theorie entstehen.

Es konnte gezeigt werden, dass die Arbeiten von Deleuze zentrale Konzepte für die drei diskutierten Neupolitisierungen von Materialitäten bereithalten:

Die Intuition ist bei *Grosz* eine Praxis der Affirmation und Partizipation an den materiellen und immateriellen Kräften des Lebens selbst. In der Intuition lassen sich Subjekte mehr oder weniger bedingungslos auf Freiheiten der Materialitäten ein und von ihnen verändern, indem Subjekte ihre körperlichen Vermögen wie Begehren steigern und vervielfältigen. Die Intuition ist eine primär bewusstseinsverändernde (passive) Praxis, die fast schon idealistisch anmutet. Von der Änderung des Bewusstseins oder der Einstellung der Subjekte erhofft Grosz sich eine neue feministische Praxis. Die Kräfte des Lebens und der Materialitäten bekommen bei Grosz in ihren neueren Arbeiten den Status des höchsten politischen Werts und werden metaphysisch überhöht. Bei Grosz lässt sich tatsächlich von einer Entpolitisierung durch die politische Überbetonung von Lebenskräften sprechen, weil die Lebenskräfte selbst als schicksalhaft, unmittelbar und unbedingt konzipiert werden. Die Gestaltung von Lebenskräften und Materialitäten in politischen Praxen hat für sie dann keine zentrale Bedeutung.

Bennett politisiert Materialitäten auf zweierlei Weisen: Einerseits entwickelt sie eine neue Ökologie. In institutionelle Verfahren sollen verschiedene Materialitäten mit einbezogen werden. Erst wenn möglichst viele Materialitäten an Entscheidungsprozessen teilnehmen, sind sie wirklich demokratisch, verbindlich und zielführend. Darüber hinaus entwickelt Bennett eine ökologische Politik der Sorge und des care work. Sie betont die kollektive Verantwortung aller Aktanten für die Fürsorge der Welt. Die Sorge ist eine aktive Praxis, die gestalterisch zum Schutz in die Assemblagen eingreift und deshalb einem gängigeren Politikverständnis entspricht. Materialitäten bekommen zwar einen politischen Wert, weil sie für das Überleben des Planeten geschützt werden müssen, doch eine metaphysische Überhöhung der materiellen Prozesse wie bei Grosz findet sich bei Bennett nicht.

Für *Braidotti* ist die Praxis des ‚Frau-Werdens‘ die zentrale politische Praxis des Feminismus nach Deleuze. ‚Frau-Werden‘ richtet sich gegen die binären Geschlechterverhältnisse und unterläuft sie durch die Produktion von Differenzen und Vielheiten. Ziel des ‚Frau-Werdens‘ ist, das ‚Männliche‘ als diskursives und materielles Verhältnis aufzulösen. Was politisch affirmiert wird, ist der Prozess des Werdens von Subjekten selbst und keine zu schützende Eigentlichkeit oder Ursprünglichkeit der Materie und ihrer Kräfte. Vielmehr werden die Materialität und Diskursivität der verschiedenen Körper, ihre Begehren und ihre Identitäten selbst im ‚Frau-Werden‘ verändert. ‚Frau-Werden‘ ist eine aktive kollektive Praxis unterschiedlich verkörperter Subjekte, die jedoch nicht

nur von ihren politischen Interessen und Motiven, sondern vor allem von ihren Begehren und Affekten geleitet werden.

Im Rückgriff auf die deleuzsche Ontologie reproduzieren die diskutierten Ansätze der feministischen New Materialisms politische Probleme, die in einer tendenziell metaphysischen und politischen Überhöhung von asubjektiven Kräften des Lebens und der von ihnen produzierten Offenheit und Werden liegen, wie auch Lettow (2014: 100f., 103) andeutet. Das zentrale Problem besteht in der Gefahr eines neuen Essentialismus. Ein Essentialismus nicht von stabilen und unumgänglichen Eigenschaften von Materialitäten, sondern eines *Essentialismus der Differenz und des Werdens*. Die Kräfte der Differenz von Materialitäten werden verabsolutiert und erscheinen so ahistorisch in einer Eigentlichkeit und Ursprünglichkeit, wenn sie a priori bestimmte Vermögen haben und einen positiven politischen Status erhalten. Gleichzeitig werden Materialitäten, die sich permanent ändern können und müssen, letztlich als vollkommen veränderbar konzipiert. Damit wird die Eigenständigkeit und Widerständigkeit der Materialitäten mit ihrer spezifischen *agency* tendenziell relativiert.

Gerade aus einer feministischen Perspektive ist es problematisch, wenn Offenheit und Werden gesellschaftlicher Verhältnisse und der Welt ontologisch gesetzt werden. Dies ist einerseits problematisch, weil Materialitäten wie Körper in ihrem Werden und ihrer Potentialität als quasi gegeben, präsozial, ahistorisch und unumgänglich konzipiert werden (vgl. auch Lettow 2014: 97). Körper und ihre Lebensprozesse erhalten so eine Unmittelbarkeit sowie Eigentlichkeit und werden auf diese Weise naturalisiert wie bei Grosz. Dies führt andererseits dazu, dass gesellschaftliche und politische Verhältnisse wie das Patriarchat und der Kapitalismus ausgeblendet werden. Diesen Ansätzen der feministischen New Materialisms fehlt es an Begriffen für vergeschlechtlichte Herrschaftsverhältnisse, was wiederum am wenigsten für Braidotti zutrifft, die das ‚Männliche‘ als gesellschaftlichen Standard bestimmt. Dadurch geraten feministische Forderungen, beispielsweise nach gleichen Rechten und Löhnen in den Hintergrund. Die Autonomie und rechtliche Gleichheit von ‚Frauen‘ nimmt keine wichtige theoretische und politische Rolle ein. Individuelle Autonomie wird ausschließlich als ‚männlich‘ konnotiert, doch gleichzeitig ontologisch vorausgesetzt und erscheint weniger als etwas, das noch gesellschaftlich zu verwirklichen wäre.

Die Potentiale und zentralen Stärken der feministischen New Materialisms liegen woanders. Die diskutierten Ansätze sind alle insofern feministisch, als sie das ‚männlich‘ dominierte Geschlechterverhältnis von drei unterschiedlichen Seiten in seinem Umgang mit Materialitäten problematisieren und praktisch auflösen wollen.

Erstens, indem sie Materialitäten wie alle New Materialisms eine eigene *agency* zu erkennen, sind Materialitäten nicht mehr nur passive Natur oder Dinge, über die autonome (‚männliche‘) Subjekte verfügen und die sie instrumentell unterwerfen können. Alle Materialitäten bekommen eine Eigenständigkeit und Wirksamkeit in politischen Prozessen. Die diskutierten Ansätze

betonen, dass eine feministische Politik in Assemblagen mit verschiedenen Materialitäten stattfinden sollte.

Zweitens problematisieren diese Ansätze der feministischen New Materialisms politische Strategien der Identität, Repräsentation, Hegemonie, kommunikativen Verständigung und Performativität, weil diese zu diskursiv und rationalistisch sind. Dieses Problem trifft auch auf feministische Theorien wie Butlers (1991: 190ff.) zu, weil Subversionen primär auf Ebene der Bedeutung und des Symbolischen funktionieren. Barads Idee einer Ethik, die sie als „*Ethico-onto-epistemo-logie*“ (Barad 2012: 100) bezeichnet, ist zu erkenntnistheoretisch ausgerichtet und berücksichtigt die Vitalität von Köpern ebenso nicht ausreichend. Stattdessen entwickeln die diskutierten Ansätze materialistischere und körperbezogene Strategien des Begehrens und der Affekte, die über Ansteckungs- und Nachahmungsprozesse funktionieren. Diese politischen Praxen ergänzen oder ersetzen tendenziell Praxen, die auf ‚männliche‘ Prinzipien wie Kritik, universalistische Wahrheit und Rationalität aufbauen.

Drittens konzipieren diese Ansätze das Subjekt des Feminismus als ein hybrides und fluides Subjekt und nicht als ein stabiles und einheitliches, wie bereits sinnbildlich in Donna Haraways (1995: 33ff.) Cyborgfigur verdeutlicht wird. Bei Barad (2012) tritt die spezifische Konstitution und *agency* von Körpern hinter ihre Relationen und Intraaktionen zurück; dies zeigt sich auch in ihrer Ethik im sehr abstrakten und allgemeinen Begriff der Verantwortung (vgl. Barad 2007: 391ff.). Besonders das ‚Frau-Werden‘ umreißt eine Praxis, in der nicht nur verschiedene Geschlechter, Begehren, Identitäten und Materialitäten in einem Subjekt zusammen kommen. Die hybride Form des feministischen Subjekts ist nicht nur vielfältig, sondern verändert sich selbst permanent. In politischen Prozessen müssen sich die Subjekte eines Kollektivs immer wieder neu versammeln und gemeinsame Ziele finden. Es ist nicht möglich, ein einheitliches feministisches Subjekt oder Kollektiv zu bilden, welches andere repräsentieren würde. Jedes feministische Subjekt ist für sich viel zu einzigartig, es ist selbst eine individuelle Assemblage.

Das besondere Potential der diskutierten feministischen New Materialisms, so lässt sich abschließend sagen, liegt darin, dass Materialitäten selbst politisiert werden und gerade bei Braidotti in kollektiven Praxen neu gestaltet werden können und sollen, um die unterdrückende binäre Geschlechterordnung aufzubrechen und das freie Spiel der verschiedenen Körper, Identitäten und Begehren zu entfalten. Ziel aller Ansätze ist letztlich die Konzeption einer posthumanistischen Politik der Befreiung. Mit diesen Neupolitisierungen von Materialitäten wird das etablierte Verständnis politischer Praxen nicht überflüssig aber problematisiert und erweitert. Es kommt zu Neupolitisierungen von Materialitäten und nicht ausschließlich zu einer Entpolitisierung in feministischen New Materialisms.

Korrespondenzadresse/correspondence address

Christian Helge Peters
Universität Hamburg, Institut für Soziologie
Allende-Platz 1, 20146 Hamburg
+49 (0)40-42838 3829
ChristianHelge.Peters@wiso.uni-hamburg.de

Anmerkungen

- 1 Ich danke vielmals den Kommentaren und Anregungen der beiden Gutachter_innen und der Herausgeber_innen, die es mir ermöglichten, meine Argumentation deutlich zu verbessern.
- 2 Der theoretische und empirische Einsatz der Akteur-Netzwerk-Theorien liegt darin, dass sie die spezifische *agency* von Materialitäten in Netzwerken mit anderen Subjekten und Materialitäten herausarbeitet und systematisch in ihre Untersuchungen des Sozialen mit einbezieht (vgl. einführend Belliger/Krieger 2006).
- 3 Ein übergeordnetes Ziel des Artikels liegt zudem darin, auch die theoriegeschichtlichen Grundlagen von Positionen der New Materialisms bei Deleuze nachzuzeichnen. Eine andere zentrale Referenz ist und bleibt Donna Haraway, deren Bedeutung jedoch bereits umfassender herausgearbeitet wurde. Der Bezug auf Deleuze fehlt oftmals in den Sozialwissenschaften. Mit einem Schwerpunkt auf den verschiedenen Konzeptionen von Mikropolitiken im Anschluss an Deleuze ergänzt dieser Artikel die bestehende Diskussion zu feministischen New Materialisms, wie er in der Prokla 174 (2014) und von Christine Löw, Katharina Volk, Imke Leicht und Nadja Meisterhans (2017) im deutschsprachigen Raum gestartet wurde.
- 4 Die im Artikel diskutierten Autorinnen unternehmen einen ähnlichen Versuch wie Bruno Latour in seinen politischen Theorien, die er ebenfalls auf Grundlage seiner Theorie der Materialitäten entwickelt. Es gibt deutlich ältere Versuche, die Materialität(en) des Sozialen in politische Theorien zu integrieren. Besonders marxistische Theorien werden ausgehend von den materiellen gesellschaftlichen Bedingungen der kapitalistischen Gesellschaft entwickelt. Sie konzentrieren sich auf Arbeitsverhältnisse mit ihren Maschinen und Automatisierungsprozessen. Die materiellen gesellschaftlichen Bedingungen sind entscheidend für die Fragen des Klassenbewusstseins und eröffnen politisch-strategische Perspektiven. Die New Materialisms sind aber insofern konsequenter, weil sie Materialitäten eine stärkere Wirkmächtigkeit und Eigenständigkeit zuschreiben (vgl. exempl. Hennessy/Ingraham 1997).
- 5 Ganz unproblematisch ist dieser Bezug jedoch nicht. Susanne Lettow (2014: 101) arbeitet heraus, dass zwar Weiblichkeit aufgewertet wird, die Konzeption eines ‚Frau-Werdens‘ bei Deleuze aber trotzdem maskulinistisch ist.
- 6 Einschränkung ist festzuhalten, dass sich nicht alle feministischen New Materialisms so stark gegen Butler positionieren. Gerade Karen Barads (2012) Theorie der Intraaktion von Materie und Diskurs ist hierfür ein Beispiel.

Literatur

- Barad, Karen (2012): *Agentieller Realismus: Über die Bedeutung materiell-diskursiver Praktiken*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Barad, Karen (2007): *Meeting the Universe Halfway. Quantum Physics and the Entanglement of Matter and Meaning*. Durham/London: Duke University Press.
- Belliger, Andréa/Krieger, David J. (Hg.) (2006): *ANTHology. Ein einführendes Handbuch zur Akteur-Netzwerk-Theorie*. Bielefeld: transcript.
- Bennett, Jane (2015): *Ontology, Sensibility, and Action*. In: *Contemporary Political Theory* 14, 1, S. 82-89.
- Bennett, Jane (2014): *Of Material Sympathies, Paracelsus, and Whitman*. In: Iovino, S./Oppermann, S. (Hg.): *Material Ecocriticism*. Bloomington: Indiana University Press, S. 239-253. <https://doi.org/10.1177/0090591703260853>.
- Bennett, Jane (2010): *Vibrant Matter: A political Ecology of Things*. Durham/London: Duke University Press.
- Bennet, Jane/Khan, Gulshan (2009): *Agency, Nature and emergent Properties: An Interview with Jane Bennett*. In: *Contemporary Political Theory* 8, 1, S. 90-105.
- Bennett, Jane (2005): *In Parliament with Things*. In: Tonder, L./Thomassen, L. (Hg.): *Radical Democracy. Politics between Abundance and Lack*. Manchester/New York: Manchester University Press, S. 133-148.
- Bennett, Jane (2004): *The Force of Things. Steps toward an Ecology of Matter*. In: *Political Theory* 32, 3, S. 347-372. <https://doi.org/10.1177/0090591703260853>.
- Braidotti, Rosi (2014): *Posthumanismus: Leben jenseits des Menschen*. Frankfurt/M.: Campus.
- Braidotti, Rosi (2006): *Transpositions. On Nomadic Ethics*. Cambridge/Malden: Polity Press.
- Braidotti, Rosi (2003): *Becoming Woman: Or Sexual Difference Revisited*. In: *Theory, Culture & Society* 20, 3, S. 43-64. <https://doi.org/10.1177/02632764030203004>.
- Braidotti, Rosi (2002): *Metamorphoses. Towards a materialist Theory of Becoming*. Cambridge/Malden: Polity.
- Braidotti, Rosi (1996): *Nomadism with a Difference: Deleuze's Legacy in a feminist Perspective*. In: *Man and World* 29, 3, S. 305-314. <https://doi.org/10.1007/BF01248440>.
- Braidotti, Rosi (1994): *Nomadic Subjects. Embodiment and Sexual Difference in Contemporary Feminist Theory*. New York: Columbia University Press.
- Butler, Judith (1997): *Körper von Gewicht. Die diskursiven Grenzen des Geschlechts*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Butler, Judith (1991): *Das Unbehagen der Geschlechter*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Deleuze, Gilles (2007): *Henri Bergson zur Einführung*. 4. Aufl. Hamburg: Junius.
- Deleuze, Gilles (2003): *Der Begriff der Differenz bei Bergson*. In: Ders.: *Die einsame Insel. Texte und Gespräche von 1953-1974*. Frankfurt/M.: Suhrkamp, S. 44-75.
- Deleuze, Gilles/Guattari, Félix (2000): *Was ist Philosophie?* Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Deleuze, Gilles/Guattari, Félix (1992): *Tausend Plateaus. Kapitalismus und Schizophrenie II*. Berlin: Merve.
- Deleuze, Gilles (1988): *Spinoza. Praktische Philosophie*. Berlin: Merve.
- Grosz, Elizabeth (2017): *The Incorporeal. Ontology, Ethics, and the Limits of Materialism*. New York: Columbia University Press.
- Grosz, Elizabeth (2010): *Feminism, Materialism, and Freedom*. In: Coole, D./Frost, S. (Hg.): *New Materialisms: Ontology, Agency, and Politics*. Durham/London: Duke University Press,

- S. 139-157. <https://doi.org/10.1215/9780822392996-006>.
- Grosz, Elizabeth (2005a): *Time travels: Feminism, Nature, Power*. Durham/London: Duke University Press.
- Grosz, Elizabeth (2005b): Bergson, Deleuze and the Becoming of Unbecoming. In: *Parallax* 11, 2, S. 4-13.
- Grosz, Elizabeth (1994): *Volatile bodies: Toward a Corporeal Feminism*. Bloomington/Indianapolis: Indiana University Press.
- Haraway, Donna (1995): *Die Neuerfindung der Natur: Primaten, Cyborgs und Frauen*. Frankfurt/M./New York: Campus.
- Hennessy, Rosemary/Ingraham, Chrys (Hg.) (1997): *Materialist Feminism: A Reader in Class, Difference, and Women's Lives*. New York/London: Routledge.
- Latour, Bruno (2015): *Wir sind nie modern gewesen. Versuch einer symmetrischen Anthropologie*. 5. Aufl. Berlin: Suhrkamp.
- Latour, Bruno (2001): *Das Parlament der Dinge: Für eine politische Ökologie*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Lemke, Thomas (2017): *Mater and Matter: A Preliminary Cartography of Material Feminisms*. In: *Soft Power* 5, 1, S. 83-99.
- Lettow, Susanne (2014): *Sehnsucht nach Unmittelbarkeit: Zur Konjunktur des politischen Vitalismus*. In: *Femina politica* 23, 2, S. 97-106. <https://doi.org/10.3224/feminapolitica.v23i2.17617>.
- Löw, Christine/Volk, Katharina/Leicht, Imke/Meisterhans, Nadja (Hg.) (2017): *Material turn: Feministische Perspektiven auf Materialität und Materialismus*. Opladen/Berlin/Toronto: Barbara Budrich.
- Prokla. Zeitschrift für politische Ökonomie und sozialistische Politik (2014): *Schwerpunkt: Materialistischer Feminismus* 44, 174.

Holly Patch/Tomke König

Trans* Vocality: lived experience, singing bodies, and joyful politics

Abstract: In this article, we argue that with critical feminist materialisms, it is possible to develop what we have already learned so far from poststructural gender deconstructivism while also asking what can yet be learned from bodies, experience, and materiality. We continue to reject essentialist understandings of gender but maintain that there is a need to emphasize the material dimension of lived experiences. 'Voice' is 'material relationality' that has not yet received enough attention despite its centrality to political pursuits. In tracing the voice and its relation to materialisms, phenomenology, and poststructuralism, we frame 'vocality' as an embodied and lived phenomenon, developing a theoretical lens for the purpose of investigating the enactment of agency of trans* vocality. This phenomenological, materialist approach turns to the lived experiences of transgender and non-binary singers to both ground theory on gender and understand what is political about trans* vocality in singing. Using material from an ongoing research project, we seek to show how the constitution of singing subjects is political and, additionally, how through singing – a kind of 'sensuous knowledge' – trans* vocal expression can be a joyful resource for politicization and social change.

Keywords: voice, transgender, singing, feminist phenomenology, materiality.

Trans* Vocality: Leibliches Erleben, singende Körper und lustvolle Politiken

Zusammenfassung: Wir argumentieren in diesem Artikel, dass es mit Critical Feminist Materialisms möglich ist, die materielle Dimension geschlechtlicher Existenzweisen in empirische Untersuchungen mit einzubeziehen, ohne in essentialistische Annahmen einer natürlichen Bestimmtheit von Geschlecht zurück zu fallen. Poststrukturalistische Geschlechterforschung soll mit dem Fokus auf leibliches Erleben, Körper und Materialität weiterentwickelt werden. Vor dem Hintergrund von Materialisms, Phänomenologie und Poststrukturalismus verstehen wir Stimme als materielle Relationalität. Als solche hat sie bislang in feministischer Forschung zu wenig Aufmerksamkeit erhalten. 'Vocality' wird in dieser Perspektive als ein verkörpertes und gelebtes Phänomen verstanden. Wir kombinieren diese drei theoretischen Ansätze, um empirisch untersuchen zu können, wie trans* vocality aktiv gelebt und erlebt wird. Ein besonderer Fokus liegt dabei auf der politischen Dimension von trans* vocality. Hierfür greifen wir auf das empirische Material eines laufenden Forschungsprojektes zurück. In den narrativen Interviews mit transgender und nicht-binären Sänger*innen sowie in teilnehmenden Beobachtungen von Transgender-Chören zeigt sich die politische Dimension der Konstitution von singenden Subjekten und darüber hinaus, wie im Singen Körperwissen und trans*vokale Ausdrucksweisen zur lustvollen Ressource in politischen Kämpfen werden.

Schlagwörter: Stimme, Transgender, Singen, feministische Phänomenologie, Materialität.

*To sing is an expression of your being,
a being which is becoming.*

– Maria Callas

Theoretical Frame: Bringing Together Materialisms, Phenomenology, and Poststructuralism to Investigate Trans* Vocality

With critical feminist materialisms, it is possible to develop what we have already learned from poststructural gender deconstructivism while also asking what can yet be learned from bodies, experience, and materiality. ‘Voice’ is ‘material relationality’ that has not yet received enough attention despite its centrality to political pursuits. In this paper, we trace the voice and its relation to materialism, phenomenology, and poststructuralism. Framing ‘vocality’ as an embodied and lived phenomenon, we develop a theoretical lens for the purpose of investigating the enactment of agency of trans* vocality. This phenomenological, materialist approach turns to the lived experiences of transgender and non-binary singers to ground theory on gender as well as to understand what is political about trans* vocality in singing. Using material from an ongoing research project, we seek to show how the constitution of singing subjects is political and, additionally, how through singing – a kind of ‘sensuous knowledge’ – trans* vocal expression can be a joyful resource for politicism and social change.

Voice and vocality

We are used to thinking about the concept of ‘voice’ when it comes to the theorization of subjectivities and politics, epistemological reconstructions of herstories, and language and meaning. Voice becomes more intricate, however, when we tether it back to the embodied speaker or singer interacting with other likewise embodied and situated others. In this paper, we present how materialisms and phenomenology pick up on and account for these aspects of the voice. In approaching ‘vocality’ as a phenomenon in the Baradian sense, whereby “*phenomena are the ontological inseparability/entanglement of intra-acting ‘agencies’*” (Barad 2007: 139, emphasis in original), vocality¹ is the phenomenon that encompasses yet is irreducible to the following (non-exhaustive) intra-acting aspects of the vocal: physical, physiological, biological, representational, constructed, embodied, performative, and lived. It is “through specific intra-actions that phenomena come to matter – in both senses of the word” (ibid.: 140), and our goal in this paper is to outline some of the specificities of how the phenomenon of trans* vocality comes to matter. The lived experience of voice is central to our purposes, because “[v]oice and vocality are not just metaphorical and performative, not only symbols and cultural constructs” (Fisher 2010: 89). Taking up feminist phenomenology, our aim is “to retrieve, and re-emphasize the importance of, the ‘phenomenological roots of voice,’ in pointing towards a comprehensive experiential account of the imminent [sic], living voice,” one that

“explore[s] all facets and features of the phenomena and experience of voice and vocality, from the expressive to the embodied material voice” (ibid.).

Materialisms and phenomenology each offer tools for attending to the materiality of vocality. It is beyond the scope of this paper to fully tease out the points where phenomenology and materialisms diverge, but we do seek to highlight where they might complement each other in order to give a fuller account of what is actively going on in trans* vocality. Additionally, they each offer ways for thinking through what is political about the materiality of trans* vocality.

We tend to agree with Stephanie Clare that

from an agential realist perspective, politics concerns what becomes materialized, what bodies come to emerge. This understanding of politics is aligned with a form of poststructuralist politics that, rather than seeking to represent subjects, investigates the power relations that constitute the subject, displacing the question of politics from the power relations between subjects to the power relations that go into the subject’s constitution (2016: 66).

We acknowledge singing as a physical, physiological process (by and of a subject) that materializes vocal bodies. Trans* singers, then, are engaging with the power involved in determining what bodies emerge. Their vocal bodies are materializing; their embodied voices come to matter and mean something. In conceptualizing vocality as a phenomenon, we can understand *trans** vocality as an example of “dynamic (re)configurings of the world” (Barad 2003: 816) through which the distinction of *trans** vocality from vocality in the general sense gets drawn. There is no ontological trans* voice, but in trans* people enacting singing – and thereby determining the phenomenon of trans* vocality – the trans*ness of the singing comes to matter and trans* singers become subjects. Barad proposes that “[i]t is only through specific agential intra-actions that the boundaries and properties of ‘components’ of phenomena become determinate and that particular articulations become meaningful” (2007: 148). When it comes to singing – a human, embodied, lived experience – the specificities and properties of these vocal beings are part of this intra-activity. Given our focus on trans* and non-binary singers, as subjects constituted through singing, and choruses, where singers are coming together in a space in order to make a collective voice matter, we speak of singing trans* vocality as embodied trans* being *in* and *of* the world.

For our empirical interests, we give particular emphasis to the phenomenological take on vocal embodiment, because

[i]n addition to focusing on the way power constitutes and is reproduced by bodies, phenomenological studies emphasize the active, self-transformative, practical aspects of corporeality as it participates in relationships of power. (Coole/Frost 2010: 19)

The political is to be found not in the bodily material itself, but in its relationship to power, for us here as regards the gender order and the livability of lives.

That a person sings does not automatically mean that this singing is political, but in the sense that singing is gendered and gendering – meaning, related to the gender order – and given that singing is often taken to be a joyful ‘auditory event’, and thus linked to the possibility for a livable life, it is very plausible that singing by transgender and non-binary people – their materializing as singing bodies, the intersubjective materialization of their voices – is indeed political. Furthermore, learning about trans* singers’ sense-making of their experiences of singing using feminist phenomenological methods gives insights into how the embodied, material, intersubjective phenomenon of singing relates to the entanglement of gender order and power; we can learn more about what is political, because “[t]he sense we make out of our sensible, motile, affective relations with the world, others, and ourselves is also political” (Fielding 2017: xvi).

The phenomenon of vocality cannot be reduced to the materiality involved in giving sound to voice, but neither is it possible to consider vocality without this corporeality.² Sybille Krämer describes the way bodily materiality is involved in vocalizing – how air from the lungs flows in and

sets our vocal cords in oscillation, generating sounds through their vibrations. The voice relies on elementary motor activity of the body; there is an underlying interplay between the ‘immateriality’ of the breath, the resonating cavernous organs, and the flexible resistance of the vocal cords. (Krämer 2003: 67, translated by the authors from German).

In short, “the voice is less an object or state, but rather is motion, is processuality” (ibid., translated by the authors from German). The voice is not an object that is already there; it emerges. And without the self, the person, the body literally breathing life into and sounding this voice, this processuality cannot be properly accounted for. Failing to take the self into consideration, according to Bernhard Waldenfels, “transforms sounds into mere physical acoustic noise [*Schall*],” resulting in the loss of the “auditory event [*Höreignis*]” (2003: 21, translated by the authors from German). Bodily and physical materiality alone cannot explain the meaning of voicing. In order to sufficiently grasp what the auditory event of singing is and means, we need to acknowledge the specificities going on, intra-acting in the phenomenon vocality, recognizing that they cannot be disentangled from every other specific agential intra-action, and also without setting one as prior to the other. Trans* vocality emerges as a distinctive kind of vocality and trans* singers as subjects, but if it were not for their particular, embodied voices materializing, there would be no phenomenon of which to speak. For us, learning more about their lived experiences of vocalizing, something only they can speak to, is part of trying to account for how voices come to matter.

By addressing the corporeality of the voice and the processual ‘doing’ and ‘being’ of singing, a phenomenological, materialist approach towards vocality offers up the chance to learn even more about gender, lifeworlds, power, agency, and transformation.

Trans lived experience and narrative*

Especially for trans* studies, we see it as important to respect and attend to lived experience, centering trans* people's sense-making of their experiences. Henry S. Rubin's argument for phenomenology as a method in trans* studies is that it "works to return agency to us as subjects and to return authority to our narratives. It justifies a turn to the self-reports of transsexual subjects as a place to find counterdiscursive knowledge" (1998: 271). He comments that "[trans] lives have been appropriated to demonstrate the theories of gender performativity, but only to the extent that they fail to reproduce the normative correspondence between body morphology and gender identity assumed as a matter of course by nontranssexuals" (ibid.: 276). Our approaches should not "invalidate the categories through which the subject makes sense of its own experience" (ibid.: 265). Jay Prosser claims that "while theory is grappling with various forms of gendered and sexual transitions, transsexual narratives, stories of bodies in sex transition, have not yet been substantially read" (1998: 4). Another complicating dimension of trans narratives of the body is how trans* people have needed to take up medicalized discourses in order to gain access to gender-affirming procedures, surgeries, and therapies (including voice work). As Shotwell eloquently states:

this narrative also misses many people's felt sense of inchoate gender expression. And the ease with which these narratives emerge may mask the work it has taken to construct them as ready to hand in narrating always messy lives. Lived gender is often not so simple, nor so binary, as the current gender model claims. (2011: 139)³

Narrative, in-depth interviews focused on trans* people's experiences of their lived, singing bodies can help fill the gap Prosser is talking about while also trying to get at the 'work' behind constructing narratives, finding words to represent experiences – especially those that do not yet find representation in normative gender discourses – and learning more about the felt sense of gendered being.

Interpretative phenomenological analysis "shares the view that human beings are sense-making creatures, and therefore the accounts which participants provide will reflect their attempts to make sense of their experience" (Smith et al. 2009: 3). Additionally, the "researcher is trying to make sense of the participant trying to make sense of what is happening to them" (ibid.). A phenomenological analysis, especially as regards the body and "how it comes to be one's own," according to Gayle Salamon, "can enrich and broaden the mostly gender normative accounts of bodily materiality" so far, including in phenomenology, and "help us understand transgendered bodies as embodying a specificity that is finally not reducible to the material" (2010: 8).⁴ This study and this paper on trans* vocality are not about the trans* body as material (self)evidence

of transness. They are, however, about the materiality of the voice, the felt sense of it, and its meaning for trans* existence – about the embodied ways of trans* being in and of the world through singing.

Bodies – matter and discourse

Feminist phenomenology and feminist critical materialisms each seek to elaborate on the social constructivist account of the body, albeit in different ways and to make different points. From the feminist phenomenological perspective, if bodies are understood to be mediated discursively, lived bodily experiences [*leibliche Erfahrungen*] become limited to their discursive representations. Given that bodies always already exist within a societal and gender order, the central question then is how hegemonic knowledge of the body, norms, and discursive conventions take effect in the lived body [*Leib*]. The gender order is so resistant to change exactly because it is materially anchored in bodies. What remains unanswered from this perspective, and what feminist phenomenology seeks to account for, is how bodies themselves are involved in this construction (to this point, see Stoller 2010a).

It is possible to “thematize and theorize lived experience within sociopolitical, discursive, and linguistic operators, without being defined or determined by them” (Fisher 2010: 94). The body is not just passively determined from outside; instead, following Stoller, it can resist such fixation and transcend the construction (2010a: 13). In this way, it is impossible for the body to be completely objectified. Additionally, it is not only bodily impulses that ‘fit’ to our gendered bodies that are able to be felt; discontent with and discomfort within the gender order are also corporally manifested (Jäger 2014). Our lived experiences are always already richer. Fisher argues that “[p]henomenology can provide the style for an analysis which retrieves and retains the immediate, vibrant, tangible, and compelling lived experience” (2010: 94), and the feminist analysis seeks to center “the multiple aspects, particularities, and dynamics of the social and cultural world,” including the plurality and contradiction with which we live and experience our gendered being in the world (*ibid.*). Thereby, we can try to find out how individuals are able to express all of this which lies outside of the binary order.

The critical feminist materialisms critique of the poststructural social constructivist account is also related to frustration with the idea that matter is mediated by or is a “passive product of discursive practices” (Barad 2007: 151). The force matter itself has as an active factor in the materialization of bodies has been disregarded, they find (see Clare 2016: 66 and Coole/Frost 2010: 19). The constructivist approach has not paid “sufficient attention to the material efficacy of bodies” (Coole/Frost 2010: 19). And these authors “draw attention to a new materialist predilection for a more phenomenological approach to embodiment” (*ibid.*). Singing is a human embodied, material experience we would like to investigate empirically in a phenomenological, materialist way that understands voices as emergent and meanings of trans* singing as being enacted by matter,

here, especially the material bodies of trans* singers (and of those listening). We want to explore the ‘material efficacy’ of trans* vocality and what it means politically that these embodied voices are materializing.

In the following, we outline the intersubjective material relationality of vocalizing and listening bodies, discuss the concept of performativity and issues of trans* vocality, and then also refer to the words of trans* singers themselves in order to articulate how singing is political in that voices materialize, come to matter.

Intersubjective Material Relationality: Emergence of Particular Voices

To ask what the voice leads us to the issue of “the significance of corporeality” (Coole/Frost 2010: 2), which we understand evokes unease, the fear that focusing too much on the body will inevitably lead to re-essentializing understandings of sex and gender.⁵ We continue to reject essentialist understandings of gender but maintain that there is a need to give “materiality its dues while recognizing its plural dimensions and its complex, contingent modes of appearing” (ibid.: 27). It is possible to look at the materiality of the voice to tease out how and in what ways it is gendered, involved in processes of gendering, and how it feels and sounds to identify as a certain gender or non-gendered person. To start this exploration into vocality, let us first turn to how the body is involved in processes of vocalizing and listening.

Vocalizing and listening bodies

Earlier in the paper where we differentiated between voice and vocality, we described the corporeality of the voice. While Adriana Cavarero perhaps overstates “the ontological uniqueness” of the lived body and of the voice, her closeness to the corporeality of voice is useful in helping us think through the “material relationality” of the voice in its use (2005: 3, 13). She tells us that “[w]hen the human voice vibrates, there is someone in flesh and bone who emits it” (ibid.: 4). This sonority of “[t]he voice is always *for* the ear, it is always relational” (ibid.: 169, emphasis in original).⁶ Hearing, also bodily and material, then:

has its natural referent in a voice that also comes from internal passageways: the mouth, the throat, the network of the lungs. The play between vocal emission and acoustic perception necessarily involves the internal organs. It implicates a correspondence with the fleshy cavity that alludes to the deep body, the most bodily part of the body. The impalpability of sonorous vibrations, which is as colorless as the air, comes out of a wet mouth and arises from the red of the flesh. (ibid.: 4)

These rich descriptions refer to the meaty physiology of the organs and resonance chambers of the vocal body and the physical material processes beyond our sensory recognition. Cavarero goes deep into the body to try to arouse a

sense of what all is involved in the correspondence between mouth and ear. In this first step towards grasping materiality of the voice, she grounds the more metaphorical concept of 'voice'. By distinguishing between sound and speech, she attends to the "acoustic, empirical, material relationality of singular voices" of the speech act, reclaiming sound untied to semantic meaning from its position as "meaningless" from a logocentrist point of view (ibid.: 13). She also argues that referring to 'voice' (and 'body') in the general sense, as she claims is the case in Roland Barthes' concept of the "grain of the voice"⁷ and in most studies on voice, and thus to only regard speech without considering sound and the uniqueness of voice, is to miss an essential step: "Cut off from the throats of those who emit it, speech undergoes a primary devocalization that leaves it with only the depersonalized sound of a voice in general" (Cavarero 2005: 14). The "material relationality" of distinct embodied voices is what makes these distinctions between voices identifiable (ibid.: 13); their uniqueness emerges. Moving away from the idea of 'uniqueness', or as Alexandros Constansis offers: "the auditory idiosyncrasies of these unique vocal personae" (2013: 13), following agential realism, we could also think of embodied distinctions as differences that are emerging. Interpretative phenomenological analysis seeks to offer "detailed, nuanced analyses of *particular* instances of lived experience" (Smith et al. 2009: 37, emphasis in original, see also, Janssen 2017: 34). Voices are inherently such "particular instances"⁸ and are therefore good anchoring points for learning about embodied knowledge of trans* experience.

The phenomenological postulate would have it that vocalizing and listening are being in the world. Voices, according to Gernot Böhme (2009: 30) and Rainer Schützeichel (2016: 375) "create atmospheres," and affect is inherent to the voice; there are no affect-neutral voices (Barthes 1991). So, what we are dealing with are voices that are particularly embodied and affective, intersubjectively involved in creating atmospheres, as "voices inhabit an intersubjective acoustic space" (Dunn/Jones 1994: 2). The affective becomes aesthetic, and this sound fills a space. The voice carries affect, is a function of communication (Schützeichel 2016: 381), and the information imparted through this communication is not just that contained in the words. Even before considering the words or semantics carried by the voice, the sounds the voice makes⁹ and how these sounds are heard are socially constituted and entail socially coded information about the speaker. And, „we do not just simply hear a body, but instead we hear a certain body, one to which we attribute a gender,“ among other attributes, „whereby we can certainly be mistaken in our assignments“ (Kolesch 2003: 269, translated by the authors from German). The voice constitutes differences and is an indication (not always accurate) of a person's gender (see Schrödl 2012: 24 and Schützeichel 2016: 384).

Voice at another level is also the vehicle for speech, to communicate semantically. It shapes and fills words and sentences and stories. Because we are used to listening with respect to these semantic meanings, we miss hearing the actual voice (Böhme 2009: 30). Nonetheless, referentially, listening is "leibliche Anwesenheit im Raum" (ibid.: 24)¹⁰, and hearing a musical experience, having been invited "to participate in a sense of musical intimacy" (Magowan/Wrazen 2013:

3), results in both a passive and active change in our consciousness as listeners. Singing, then, for both the singer and the listener, is a moment of suspended consciousness in which both are partaking together, imaginatively (Skarda 1989 on Schütz's 1977 phenomenology of music).

Singing bodies

If to speak or to listen is to actively be in and of the world, then perhaps to sing is to give greater resonance to this being.¹¹ Dunn and Jones call the singing voice a "more emphatically embodied form of vocality than speaking" (1994: 10). Fisher speaks of "the expressive voice of meaning" that the "material voice underlies," giving "the expressive its impetus and power, giving life to the content and meanings," and an example she gives for this is opera (2010: 88). Perhaps singing vocality does have something else to offer. Furthermore, Suzanne Cusick asks whether "because Song is not a compulsory cultural practice" it might be a "hospitable field for 'alternative' performances of one's bodily relationship to culture" (1999: 38)¹², whereby the "vast field of permissible performances might" be liberating, especially as relates to the gender order (ibid.: 42). In any case, differences in uses of the voice should not go overlooked.

Cavarero gives a feminist take on differentiations between "the symbolic patriarchal order that identifies the masculine with reason and the feminine with the body that," from the androcentric tradition, "privileges the semantic with respect to the vocal" (2005: 6). By default then, "feminized from the start, the vocal aspect of speech and, furthermore, of song appear together as antagonistic elements in a rational, masculine sphere that centers itself, instead, on the semantic" (ibid.). Fisher also addresses the "myriad examples of the imagery and associations of voice and vocality with the feminine" (2010: 86) and herself refers to Cavarero's putting it "formulaically: woman sings, man thinks" (2005: 6). These gender metaphors pervasive to musicology spurred feminist musicological criticisms (see Dunn/Jones 1994: 1). Fisher notes that because these were responding to the "symbolic category or construct, a metaphor," they often argued from poststructuralism, thereby missing the "material dimension" at the heart of the metaphor (2010: 87), losing the "living bodily voice" and replacing it with "a constructed and representational voice" (ibid.: 88). Any such critique is therefore discursively limited and fails to attend to the materiality 'behind' the metaphor. What it means for someone to 'have' a certain voice in a certain situation or historical phase depends on hegemonic meanings and terminologies, yes, but at the same time always involves more than that which is given by the social order. In taking this stance, a phenomenological, materialist approach can better attend to the real, embodied, and emerging voice as well as account for agency, both of the singers and of the voicing, because voice and vocality "are not just metaphorical and performative, not only symbols and cultural constructs," but instead "lived experiential phenomena" (ibid.: 89) by gendered beings. Furthermore, "[o]utside of particular agential intra-actions," 'voice' would be "indeterminate" (Barad 2007: 150). Taking into consideration both dimensions

of materiality and the lived bodily experiences of singing and listening, we can critically question and challenge the sociocultural determinism of gender.

In the next section, we delve a bit deeper into what ‘performativity’ has so far helped us understand about the gender of singing voices and how this relates to our own experiences with our embodied voices.

Gender Performativity in Music

Within the Western musical tradition since the 19th century, vocal categories have been understood in binary gendered terms: sopranos and altos are women’s voices, tenors and basses are men’s voices (see Grotjahn 2010). There are also “stereotypes of sexual difference” regarding how women’s and men’s voices sound (Dunn/Jones 1994: 3). As such, how we come to understand and likely experience our singing voices is limited by these discourses, discourses that use biological factors like the size of the larynx and sex hormones to try to claim that these gender differences are natural and matter of fact.

Many musicologists and ethnomusicologists understand the gendered voice to be a social construct, not a natural fact. Cusick writes that “voices stand for the imperatives of sex because, unlike the behaviors we might agree are performances of gender (clothes, gestures, ways of walking), voices originate inside the body’s borders and not on the body’s surfaces” (1999: 29). Here, Cusick recognizes the corporeality of the body in voice, sees how it is harder to unmask the performativity of gender when it comes to the voice because of its origin in the body, while maintaining that the body does not determine the voice’s gender. It is this particular interconnectedness of bodily materiality and gender constructivism at the vocal level that makes it so interesting for studies of gender. The voice is perfectly situated for challenging the assumption that “physical behaviors originating within the body’s borders (in the body’s cavities) are determined by their site of origin, by the body itself” (ibid.). Barad also reflects on “the seemingly self-evidentiary nature of bodily boundaries,” seeing it as “a result of the repetition of (culturally and historically) specific bodily performance” (2007: 155). To Cusick, performativity seems to be a fruitful concept for reflecting on the various ways we can use our voices, as they “are always performances of a relationship negotiated between the individual vocalizer and the vocalizer’s culture” (1999: 29). Jenny Schrödl also proposes that a performative approach to voice puts the focus more on the socioculturally contingent production and carrying out of identity, expression, and intersubjectivity through the voice.¹³ Singing is a musical performance that is also performative of gender.

Cusick suggests that “by developing a performance-centered rather than listening-centered music criticism, “one that takes seriously „the bodily actions that constitute musical performances,“ we can learn about „the ways musical behaviors and regimes of gender and sexuality interact” (1999: 25).¹⁴ We agree that centering the musical performance and the bodily actions constitutive thereof is fruitful, but would maintain that listening is also materially related to the performance and likewise bodily. While Cusick offers up a critique of

Western musical scholarship for neglecting the performance, Constans notes that musicological studies of performance that have since been done, even of queer performance, are too centered on the visual aspects, failing to deal with the “auditory” (2013: 13). Yvon Bonenfant also remarks that “[t]he vast majority of scholarship around queer performative embodiment focuses on visually manifested utterances, rather than auditory ones” (2010: 74). The approach we offer here is to investigate gender performativity in singing and to recognize that the primary relation of singing is between the lived vocal and listening bodies (rather than the visual eye). Musical performances are materially related to processes of sensing and perceiving, of the lived body.

At this point, we might take up “an agential realist elaboration of performativity” that “allows matter its due as an active participant in the world’s becoming, in its ongoing intra-activity” (Barad 2007: 136). Furthermore, “it provides an understanding of *how* discursive practices matter” (ibid., emphasis in original). Studying transgender and non-binary singers’ experiences with their voices in body and sound is a way to look at performativity in singing, encompassing discursive practices and materiality, whereby “[d]ifference cannot be taken for granted; it matters – indeed, it is what matters” (ibid.). How does trans* vocality come to differ from vocality in general? Voices do not exist as objects; they emerge in the process of vocalizing. So how is it that trans* voices come to matter? Trans* singers are not just singing in relation to a binary, cis frame for understanding gender of voice; they are enacting their voices from the embodied material that they are. That these voices emerge as trans* voices, this “*determination of [...] meanings*,” according to the agential realist account, is due to “*discursive practices*” that “*are specific material (re)configurings of the world*” (ibid.: 148, emphasis in original). This is not so different from what phenomenologists propose, in the sense that how we experience and describe how we experience our lived bodies is shaped by how our world is configured. In her ethnographic research on music making and choral singing in East Bavaria, Sara R. Walmsley-Pledl found that focusing on the “experiential quality” when talking to research participants about music “revealed how *personal understandings of the body* become linked through the experience of music making to place, people, and gendered events” (2013: 123, emphasis added). And rather than just reproducing normative gender understandings, “[s]ingers’ reflections on their musical experiences were also viewed as special and transformative at a level of physical experience that often transcended gender considerations,” with such reflections suggesting that “emotions generated in music making can propel individuals to move beyond normative gender and social restrictions, facilitating a sense of transcendence and personal transformation” (ibid.). Whether this is to be marked as transcendence or as enactment of “*specific exclusionary boundaries*” by “*specific agential practices/intra-actions/performances*” (Barad 2003: 816, emphasis in original) is a theoretical/methodological contention that is not necessary to resolve if our goal is to attend to the material and political when it comes to gender and vocality.

Trans vocality and experiential voice work*

Normative gender prescriptions of voice, while unnecessarily restrictive for even cisgender singers, may themselves operate as mechanisms for silencing transgender and non-binary singers. As mentioned earlier, the voice is ‘material relationality’. To make a sound that falls upon ears shaped by norms that fail to register this sound as legitimate can render this expression illegitimate. Even our own ears place such strict judgement on our own sounds. Trans* vocality is diverse in manifestation. Speech-language pathologists (SLPs), voice practitioners, and voice teachers and coaches work on the materiality of the voice with their clients. Just to name a few things, the professionals can tell us about physics and physiology of voice production (Titze 1994), measure pitch frequencies and volume, vocal cord lengths and thickness, and track effects of hormone therapies on the speaking and singing voice (Adler et al. 2012). What they cannot measure or determine except by eliciting those responses from their clients, however, is how these are experienced by the singer and what these experiences mean for the singer. While the physiological structures around voice production certainly affects what one can do with their voice, singing or learning to train the voice involves much more than the voice as an ontological given.

To modify sound one cannot, for example, look at or touch the voice, but must instead rely on other feedback and impulses for directing the process. Vocal technique, then, even when founded in the physics of sound production, relies heavily on metaphor and imagery to guide the singer in modifying their (especially interior) body. Voice coaches work on awakening awareness in their clients of the feelings of the voice in the body and on helping clients develop new areas of resonance that they can feel and hear in the body.¹⁵ A question that is therefore asked many times in the course of any given voice lesson is, “How did that feel?” Learning about singing requires knowledge of the somatic experience. The singer is brought to this self-exploration and comes into contact with their embodied knowledge. For Dunn and Jones, “embodiment” is the “material link between ‘inside’ and ‘outside,’ self and other” (1994: 2). Voices are situated at this exciting ‘border’ between interiority and exteriority, and we argue that attending to such experiential knowledge of this embodiment is a way to “begin to delimit the contours of this body whose felt sense is usually unquestioned” (Salamon 2010: 13). As such, studying them can assist us in learning more about how the embodied vocal knower is intra-acting in the materializing of their gendered voice while also picking up on how the experiences are socially shaped, formed, and understood.

Some transgender singing clients may wish to take up voice work as a practice of gender-affirmation, to develop a voice that is congruent with their identified gender. Other singers may avoid such measures, like, for example, transmasculine singers who forego testosterone treatment because, although the treatment might otherwise have a lot to provide them in terms of their transition, they do not want to lose a singing voice that they already like, have success with, and feel is their own. Some transgender singers report gender dysphoria¹⁶ in their singing experiences, and, as a diagnostic word, dysphoria is a part of trans*

people's work with other kinds of professionals, like psychiatrists, counselors, and health insurance companies. Some trans* singers might perceive themselves as having a certain voice type, while their range, tessitura, sound, and other factors clearly indicate another (gendered) voice type. Some may also just find it distressing that the sound their voice produces does not fit the parameters of their identified gender – like, for example, a transgender woman with the voice type tenor or bass. It is vital that voice professionals become aware of these various intersectional experiences, wishes, and needs of their transgender and non-binary clients. 'Passing' may be, but not always necessarily is, the ultimate goal.¹⁷ Indeed, some singers may even desire to have a vocal aesthetic that can be 'read' as trans*.

The Political Dimension of Trans* Vocality: Joyful Being

Literature from musicology and speech-language pathology still has a tendency to consider transgender vocality in terms of 'passing', or of 'dysphoria', or wrong body/wrong *voice* narrative. Firsthand accounts from transgender and non-binary singers and their experiences in trans* choruses are effective in contextualizing the diverse experiences, difficulties, and successes, as well as the needs, wishes, and potential of transgender and gender non-binary singing.

Trans gendered being and voice*

When asked to describe trans* vocal experiences, one preliminary observation from our on-going research project, trans* singers and their voice practitioners often take up or speak in relation to discourses of dysphoria. Some trans* voice clients are afraid of slipping back into their pre-transition voice, which can trigger dysphoria. When it comes to trans* vocality, we would argue that the conditions that could cause us to think of 'right voice' and 'wrong voice' say more about the "social world than with any individuated experience of our bodies" (Shotwell 2011: 130). Others who report having had a rather positive relation to their pre-transition voice and whose transition impacts the voice may (initially) mourn their pre-transition voice and experience this as a loss. Other gender dysphoric experiences (like dysphoria about the chest) may also affect a person's level of comfort in singing, given that vocality is embodied and material (i.e., will involve the chest). Many singers, however, especially after taking up voice work or joining a trans* (or trans*-inclusive) chorus, report being able to overcome such dysphoric or otherwise uncomfortable vocal experiences. One singer encouraged other trans* people to sing and to "let go of expectation" of their voices, understanding this expectation as the condition for how the "voice is denied the space to be itself," emphasizing that, instead, "it's about creating the frame that holds us." Her suggestion is that trans* singers no longer preoccupy themselves with the question of gender intelligibility but instead rather actively engage in creating the matter that is what they already are, vocal beings

– reflecting an agential realist approach. Another transfeminine singer reports: “it’s not important that I sound particularly feminine; it’s important that I sound good,” and “it doesn’t matter what your range is, just enjoy it [...], be who you are [...] a song is a song. [...] You’re ok the way you are, you’re just fine – there’s such a broad spectrum [of gender expression in voice].”

Music making, according to Magowan and Wrazen, is “not just about being male or female but it is also about becoming men or women and understanding their spheres of participation and senses of belonging in the world” (2013: 2). Such a statement picks up on the processual, becoming of gender in lived experiences of music making as a social practice, but it also falls back on binary logic, and “[l]ived gender is often not so simple” (Shotwell 2011: 139). Turning to experiences of lived trans* vocality and the narration thereof by trans* singers can tease at and fray the knots of dominating, binary, cis-normative narratives of gender. And learning about their investment in making their voices matter, their intra-action in the material-discursive practice of trans* vocalizing, can help us learn about what is political about the materialization of trans* vocality.

To sing is to defy these hegemonic discourses about trans* bodies that mean to and yet fail to represent the trans* experience (as if it were even possible to speak of such in the singular). Ignoring (or in spite of) discursive gender intelligibility, a trans* woman can feel powerful in her femininity while singing in the lowest pitches in the room, for example. A doing of being okay in the body, of feeling powerful instead of dysphoric through singing is the discursive practice. It is about being able to be in a situation in which there is space for the voice *to be*. Trans* choruses open “a space for feeling differently” (Shotwell 2011: 146) in which trans* and non-binary singers can experience “transformations in sensuous understanding” that “involve a shift in how we identify and follow longings” (ibid.). Bonenfant “maintains that queer vocal doings and queered auditory sensations are important to the understanding of the political dynamics of timbral exchange” (2010: 74). He suggests that, “[t]he permission to create sensation in the social sphere, and thus fully manifest one’s sensorial existence amongst that of others, might depend on our ability fully and sensually to sound and seek sound” (ibid.). Musicologists have seen this in musical performance, calling it “self-authorization” (Dunn/Jones 1994: 10), whereby “the singing voice redefines the issue of authority. No longer is the ‘grain’ or body-in-the-voice a social or aesthetic liability; instead it is a source of power” (ibid.). Interestingly, the first singer quoted above still speaks of framing. It is, however, not a frame for intelligibility, but rather a frame that “holds.” The frame that holds is the one that fits because it materializes with the vocal, lived body in singing; it takes shape in the situation. The meaning of their singing is not predetermined, “is not a property of individual words or groups of words but an ongoing performance of the world in its differential dance of intelligibility and unintelligibility” (Barad 2007: 149).

Our phenomenological, materialist view finds the political there in the materializing of such vocal bodies in vocality. We need to pay better attention to the “relationality already put in action by the simple reciprocal communication of voices” (Cavarero 2005: 16), because using our voices is already political in how

they “above all make heard a mutual dependence” (ibid.: 200). For Cavarero, the voice is “a deep vitality of the unique being who takes pleasure in revealing herself through the emission of the voice. This revelation proceeds, precisely, from inside to outside, pushing itself in the air, with concentric circles, toward another’s ear” (ibid.: 4). As the sound is literally vibrating in their bodies, the ‘grain’ of the singers’ voices reaching their ears, something is carrying forward in this intersubjective moment. Fisher postulates that “[i]f the material body is our relation to and basis in the world, the voice is our opening and access; an equally fundamental material link” (2010: 94). For her, the voice plays a special and vital role in how our bodies relate to one another, stating further that “[w]ithout the body there may not be a material voice; but without the voice there are merely mute, and arguably self-enclosed corporealities” (ibid.). She suggests that “the voice is not only the crucial material link for me and the world, but also enables the transition from co-corporeality to intercorporeality” (ibid.). It is not just that subjectivities have been formed, with their singing being “merely an end product,” which would be “to cheat matter out of the fullness of its capacity” (Barad 2007: 66). Instead, trans* vocalic intra-actions are causal, and trans* vocality comes into matter as an “active factor in further materializations” (ibid.). Singers make vocal sounds and “create a field of vibrations. We shake matter. We make matter buzz with the kind of ripple effect wave energy that we call sound. From our bodies, these waves move forth and journey through space and time. They act on, and interact with, matter” (Bonenfant 2010: 75). Singers’ bodies are intra-acting with one another and also with those of the listeners. There is something that is carried forward. This something is irreducible to any single factor or cluster of factors involved in the phenomenon, but is certainly tied up with our understandings and experiences of gendered being in the world. With a “phenomenology of the embodied voice and vocality,” Fisher argues, we “can then begin to listen to both the embodied voice and the voiced and voicing body, as the locus and promise of genuine connection, dialogue, and exchange” (2010: 94). We share her optimism in the fruitfulness of studying the voice in such a way.

Joyful politics and sensuous knowledge

This exchange that occurs in vocality, as outlined earlier in the paper, is inherently affective. This affect evokes emotions in us. Music making is an emotional engagement, and by singing, “performers evoke different kinds of emotional bonds among themselves and with their audiences, creating varied senses of interdependency, intimacy, and reciprocity” (Magowan/Wrazen 2013: 2). One transgender woman said about her experience with a transgender chorus that:

For me to be able to get together with other trans people – we found a reason to be ourselves and find our voices by focusing on the chorus. We were in joy! The only time I’d gotten together with trans people before then was to organize to protest legislation or to honor our dead.

Again, the choice of words is telling. Singing with the choir first brought trans* people together and gave reason “to be” and to bring voices into being, thus allowing the voices to become and be found. Their singing together had a different effect than coming together to form a political collective voice or to honor the voices permanently silenced. It was not just that the singers were joyful for having sung; singing was affectively joyful and constitutive of their being, of their existence. To experience joy through singing, inextricably embodied, is to be bodily involved in joy. Ethnomusicological studies show how “singing can thus offer an emotional catharsis that also transforms the singer into an active agent through the possibility of reimagining current realities” (Magowan/Wrazen 2013: 3). It is about empowerment, and as Walmsley-Pledl states, “[s]inging begins unequivocally with the body” (2013: 114).

Singing is a “sensuous experience” (ibid.). Singers’ bodies are the instruments producing sound “while at the same time being immersed in sound. The body feels sound from both within and without (...) creating a sensuous, somatic experience” (ibid.: 115). Trans* singers and choruses already have implicit knowledge of the politicism of their singing. Their joy is a confirmation of their living and existing, an audible and non-conforming persistence. In social worlds in which being trans can mean living a precarious life, one that is not meant to be seen and heard, there is something Shotwell calls a “sensuous problem: living well involves a socially contingent comfort in one’s body” (2011: 135). Compared to cisgender people, trans* people suffer from disproportionately higher rates of being murdered, being disowned by their families, experiencing homelessness, discrimination, denial of healthcare, and mental health and substance abuse problems, and just under half of the population of trans* people attempt suicide (Haas et al. 2014). As Shotwell puts it, “many trans lives could be more easily livable” (2011: 135). To have a joyful somatic experience in singing is to counter the “sensuous problem” around livability. Refusing to accept a continuation of this situation, one artistic director of a trans* chorus, herself trans, demands: “It’s time for our voices to be heard.” Regardless of the discursive frames of gender intelligibility, trans* people’s singing is a material-discursive practice that engages with norms regulating gender intelligibility – even in spite of them – to interrupt the exclusion of their voices from the auditory realm. The effectiveness of the materialization has to do with the embodiment of voice and its inherent material relationality: “the power and immediacy of the material, corporeal voice are undeniable” (Fisher 2010: 90).¹⁸ In their singing performances, “[t]he physical voice confers a vitality and tangibility on these representations, emphasizing in turn the centrality and inescapability of the corporeal” (ibid.).

Recalling the varying experiences of transgender and non-binary singing and thinking again about the question of the legitimacy of these uses of voice, we can think of this singing as a catalyst for social movement, because “sensuous knowledge shows up as the motor, impetus, or reason for social movement” (Shotwell 2011: 127; see also Jäger 2014). Their experience of joy in singing is material, embodied, meaningful, and a “resource for social change” (Shotwell 2011: 147). Ethnomusicologists speak of how “[s]ingers invite listeners to participate in a sense of musical intimacy through the affective power of songs, lyrics

and meanings,” enabling audiences “to relate to the sentiments and politics of belonging to a place” (Magowan/Wrazen 2013: 3). Singers are emerging in their personal, individual endeavors of singing, and the relationality of singing means that others are being affected, too. This affective intersubjectivity is political. When trans* choruses sing, there is a collective vocal body, ‘one voice’ from which they are singing and in intersubjectivity with the audience, in relation. Trans* singing is a testament to vulnerability, and their demand to be seen and be heard as singing subjects, to be materially related, is already saying something by reaching the ear of the listener – is already mattering. It is an affirmation of materiality,

or, to be less abstract, to insist on the livability of one’s own embodiment, particularly when that embodiment is culturally abject or socially despised – is to undertake a constant and always incomplete labor to reconfigure more than just the materiality of our own bodies. It is to strive to create and transform the lived meanings of those materialities (Salamon 2010: 42).

While transgender choruses do not proclaim to be social movements, their desired reach can go beyond just having a space for themselves in which to sing freely. The mission of the Trans Chorus of Los Angeles (TCLA), for example, is “to fiercely empower the transgender, non-binary and intersex community to discover, love, develop, and use their voices to change the social ecology everywhere.”¹⁹ This empowerment is reflected in the words of one singer in a trans* chorus who reports that they are reclaiming the joyfulness of singing, learning to love their voices, and following the message of: “if somebody doesn’t like how you sound, that’s their problem, not your problem.” In relation to social movements and change, it is important to look into the instances where future sanctioned acts or practices are being done while they are not yet permitted. It is this doing before being permitted to do so that is at the heart of the politics and subversion of the deconstructivist mindset, but more than the discursive act or radical vulnerability being the outset for the politicism, it is rather the effect of their joy in a lived experience. There is reason for this action, and it can come from “conceptual understandings, our emotional frameworks, [and] our bodily experience” (Shotwell 2011: 150). It is through their articulation of this experience that we come to know how it is meaningful *for them* in political ways. In their singing, the choruses are holding up their listeners to new standards, new expectations – their own joy as the new parameters. In this way, they are changing the ecology.

Trans* singers enter “as subjects intra-actively co-constituted through the material-discursive practices that they engage in” (Barad 2007: 168), here, singing. They enact trans* vocality and emerge as subjects, as trans* singers taking up “a responsibility to intervene in the world’s becoming, to contest and rework what matters and what is excluded from mattering” (Barad 2013: 827). This is engagement with power dynamics, and by turning to the subjects emerging when agency is enacted in embodied practices, like singing, we can learn about what is political – about their lived experiences and their involvement as “part of the

world-body space in its dynamic structuration” (Barad 2007: 185). While it may not be possible to reconcile the fundamental differences between materialist and phenomenological thinking, we must not throw out one for the other just because they diverge. We hope to have offered a way of thinking them together in order to locate the political when it comes to the materiality of vocality.

Correspondence addresses/Korrespondenzadressen

Holly Patch

Universität Bielefeld

Interdisziplinäres Zentrum für Geschlechterforschung (IZG)

Universitätsstr. 25, 33615 Bielefeld

holly.patch@uni-bielefeld.de

Tomke König

Universität Bielefeld

Fakultät für Soziologie

Postfach 10 01 31, D-33501 Bielefeld

tomke.koenig@uni-bielefeld.de

Remarks

1 The term ‘vocality’ has been used by other authors in different ways. For example, for Leslie C. Dunn and Nancy A. Jones (1994) “to move from ‘voice’ to ‘vocality,’ then, implies a shift from a concern with the phenomenological roots of voice to a conception of vocality as a cultural construct,” and they use the term “in order to stress that voices inhabit an intersubjective acoustic space” (2). Linda Fisher argues that distinguishing between ‘voice’ and ‘vocality’ to put a focus on the performative element has resulted in the loss of the “living bodily voice” (2010: 88) conceptually. Fisher’s phenomenological take on voice and vocality does not “dispute that the voice, like the body generally, is culturally, discursively, and politically mediated and produced”, but she “want[s] to emphasize the material irreducibility of lived embodiment, the phenomenal, carnal materiality and physicality that

is experienced immanently and viscerally” (88). Vocality, in our use, like Fisher, picks up on the processual while not dismissing corporeality.

Alexandros N. Constansis (2013) introduces the terms “transvocality,” “cisgender vocality,” “hybrid vocality,” and “non-binarian vocality” in his musicological case study on the Female-to-Male (FTM) singing voice. Drawing from gender and queer theory, in a footnote he explicates that “unlike other musicological definitions, the terms ‘hybrid vocality’ and ‘hybrid vocal personae’ tend to focus on the effects of non-binarian, i.e., non-strictly ‘male’ or ‘female’, endocrinological and gender formation in singing vocality” (Constansis 2013: 22).

2 Fisher reminds us that “[f]rom a phenomenological point of view, the material is what is always already there, perhaps concealed or forgotten, but always present and dynamic” (2010: 94).

- 3 The term 'felt sense' was first introduced by Eugene Gendlin to describe "the layer of the unconscious that is likely to come up next. This is at first sensed somatically, not yet known or opened, not yet in the 'preconscious'" in Gendlin (1996:19). Jäger and König (2017) draw upon Gendlin's concept of felt sense in designing experiential interviews for gender research. Observing at this level offers up the chance to bring into view contradictions, breaks and changes within the gender order, to discover something new.
- 4 "The body is, instead, 'a nexus of living meanings,' gaining these meanings through proprioception, the primary but unlocatable 'felt sense' that allows a body to be experienced as a coherent whole rather than a collection of disparate parts. The implications of these ideas for thinking transgenderism are quite promising, and several trans writers have described this disarticulation between felt and observed gender in language that is deeply resonant with phenomenological accounts of embodiment" (Salamon 2010: 4).
In his book "Phenomenal Gender: What Transgender Experience Discloses," Ephraim Das Janssen makes the case that "a Heideggerian, applied phenomenological account of gender focuses attention where it is needed: lived experience [...] to get at the heart of what gender is for *all* by examining those for whom gender just does not work out according to expectations" (2017: 5, emphasis in original).
- 5 For more detail on feminist views towards and dealings with matter, see Pitts-Taylor (2016), and for a discussion of how materiality has been treated especially in work in transgender studies, see Salamon (2010).
- 6 See Schrödl (2012) for a thorough survey of phenomenological understandings of 'hearing', including references to Senf's (1989) take on how the moment of dis-
tance falls away in listening and Serres' (1998) claim that it is not just the ear that perceives; the whole body does.
- 7 For Barthes, the 'grain' "is the body in the singing voice" (1991: 276), although Cavarero criticizes how "[h]is attention, in short, falls on the oral cavity," and "the grain of the voice has to do above all with the way in which the voice, through the pleasure of sonorous emission, works in language" (2005: 15).
- 8 Bonenfant attributes "what makes sounds distinguishable from one another" to 'timbre', noting as well how difficult it is to describe timbre, "for our *lived* experience of it tends to be extraordinarily complex" (2010: 75, emphasis in original).
- 9 Doris Kolesch points out how when we listen to the voice, we also hear breath, the smacking and movement of lips, tongue, and gums. We hear when the voice starts and stops and attend to the silence in between (2003: 269, translated and paraphrased by the authors). Cf. Barthes (1991: 271-272).
- 10 "bodily [leibliche] presence in space" (Böhme 2009: 24, translated by the authors).
- 11 See Schrödl (2012: 41-42), who voices skepticism of the claim that the singing voice has a greater material dimension than the speaking voice. While a measurement for comparison certainly cannot be made, it is still useful to consider the ways in which speaking and singing vocality differ.
- 12 We might counter this question by noting that there are situations in which singing is a compulsory cultural practice, for example, at school, in church, at sporting events, etc., and these experiences might be oppressive rather than liberating.
- 13 "Instead of focusing on traditional concepts of vocal expression of a supposed given, unchanging subjectivity, interiority, and linguisticity [Sprachlichkeit], the performative perspective rather fo-

- cuses on the always also socio-culturally contingent process of production and carrying-out of identity, linguisticity [Sprachlichkeit], and intersubjectivity through the voice” (Schrödl 2012: 27, translated by the authors).
- 14 For more on the potential of performance studies, see Doğantan-Dack, Mine (ed.) (2016).
 - 15 We are grateful to Diane Robinson for this and many other insights about voice work, especially with trans* clients.
 - 16 The following definition for “Gender Dysphoria” (GD) is listed in the glossary of the book “Trans Bodies, Trans Selves: A Resource for the Transgender Community” (2014): “A mental health diagnosis that is defined as a ‘marked incongruence between one’s experienced/expressed gender and assigned gender.’ Replaces *gender identity disorder* in the *Diagnostic and Statistical Manual of Mental Disorders, fifth edition (DSM-5)*” (614). Additionally, “[g]ender dysphoria can be defined as having unhappy feelings about the sex we were assigned at birth or the gender roles that come with that” (ibid.: 307).
 - 17 Initial interviews, conversations with professionals, and conference attendance have informed these preliminary observations. Professionals should be aware not only of the various experiences, wishes, and needs of their transgender clients, as mentioned above, but also of intersectional gender and queer theory. Transgender and gender non-binary people should not bear the sole responsibility for understanding completely and informing others about being transgender. In their positions, voice professionals could (with care, respect, and following codes of ethics) play important roles in intervening in moments where gender norms and experiences come together – where vocal experiences can be framed as gender-affirming and/or degendered, non-essentialized, and altogether in non-judgmental terms. The first books on transgender voice work from the fields of vocology and music pedagogy have been published, with updated editions on the way (see Adler et al. 2012; Jackson Jackson Hearn/Kremer 2018; and Mills/Stonehan 2017), and these would benefit from a greater incorporation of insights from critical social science perspectives, trans*gender studies.
 - 18 Here Fisher is considering the material operatic voices of women when reading them with poststructural, feminist musicological criticisms of the roles of women in opera, their characters and often sexist gender codings. Fisher maintains that in spite of this rather “inferior” positioning of women in opera, “their voicing – that they voice and the expressive power of that voicing – represents a considerable subversive political potential” (2010: 90).
 - 19 From the TCLA website: <<http://transchorusla.org/#tclamission>> (accessed July 23, 2017).

References

- Adler, Richard K./Hirsch, Sandy/Mordaunt, Michelle (eds.) (2012): *Voice and Communication Therapy for the Transgender/Transsexual Client: A Comprehensive Clinical Guide*. Second edition. San Diego: Plural Publishing.
- Barad, Karen (2007): *Meeting the Universe Halfway: Quantum Physics and the Entanglement of Matter and Meaning*. Durham, N.C.: Duke University Press. <https://doi.org/10.1215/9780822388128>.
- Barad, Karen (2003): Posthumanist Performativity: Toward an Understanding of How Matter Comes to Matter. In: *Signs: Journal of Women in Culture and Society* 28, 3, pp. 801-831. <https://doi.org/10.1086/345321>.
- Barthes, Roland (1991): *The Responsibility of Forms: Critical Essays on Music, Art, and Representation*. Translated by Richard Howard. Berkeley and Los Angeles: University of California Press.
- Böhme, Gernot (2009): Die Stimme im Leiblichen Raum. In: Kolesch, D./Pinto, V./Schrödl, J. (eds.): *Stimm-Welten: Philosophische, Medientheoretische und ästhetische Perspektiven*. Bielefeld: Transcript, pp. 23-32.
- Bonenfant, Yvon (2010): Queer Listening to Queer Vocal Timbres. In: *Performance Research*, 15, 3, pp. 74-80. <https://doi.org/10.1080/13528165.2010.527210>.
- Butler, Judith (1990): *Gender Trouble*. New York: Routledge.
- Butler, Judith (2004): *Precarious Life: The Powers of Mourning*. London: Verso.
- Butler, Judith (2015): *Notes toward a Performative Theory of Assembly*. Massachusetts: Harvard University Press. <https://doi.org/10.4159/9780674495548>.
- Cavarero, Adriana (2005): *For More than One Voice: Toward a Philosophy of Vocal Expression*. Translated by Paul Kottman. California: Stanford University Press.
- Clare, Stephanie (2016): On the Politics of "New Feminist Materialisms." In: Pitts-Taylor, V. (ed.): *Mattering: Feminism, Science, and Materialism*. New York: New York University Press, pp. 58-72. <https://doi.org/10.18574/nyu/9781479833498.003.0004>.
- Constansis, Alexandros N. (2013): The Female-to-Male (FTM) Singing Voice and its Interaction with Queer Theory: Roles and Interdependency. In: *Transposition: Musique et Sciences Sociales*, 3, *Musique et théorie queer*, pp. 1-27. <http://transposition.revues.org/353> (accessed July 23, 2017).
- Coole, Diana/Frost, Samantha (eds.) (2010): *New Materialisms: Ontology, Agency, and Politics*. Durham, NC: Duke University Press. <https://doi.org/10.1215/9780822392996>.
- Cusick, Suzanne G. (1999): On Musical Performances of Gender and Sex. In: Barkin, E./Hamesley, L. (eds.): *Audible Traces: Gender, Identity, and Music*. Zürich: Carciofoli, pp. 25-48.
- Diamond, Beverley (2013): Afterword. In: Magowan, F./Wrazen, L. (eds.): *Performing Gender, Place, and Emotion in Music: Global Perspectives*. Rochester: University of Rochester Press, pp.185-193.
- Doğantan-Dack, Mine (ed.) (2016): *Artistic Practice as Research in Music: Theory, Criticism, Practice*. New York: Routledge.
- Dunn, Leslie C./Jones, Nancy A. (1994): *Embodied Voices: Representing Female Vocality in Western Culture*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Epping-Jäger, Cornelia/Linz, Erika (eds.) (2003): *Medien/Stimmen*. Köln: DuMont.
- Erickson-Schroth, Laura (ed.) (2014): *Trans Bodies, Trans Selves: A Resource for the Transgender Community*. New York: Oxford University Press.

- Fielding, Helen A. (2017): A Feminist Phenomenology Manifesto. In: Fielding, H./Olkowski, D. (eds.): *Feminist Phenomenology Futures*. Bloomington: Indiana University Press, pp. vii-xxii. <https://doi.org/10.2307/j.ctt2005vm7.3>.
- Fisher, Linda (2010): Feminist phenomenological voices. In: *Continental Philosophy Review* 43, 1, pp. 83-95. <https://doi.org/10.1007/s11007-010-9132-y>.
- Fisher, Linda/Embree, Lester (eds.) (2000): *Feminist Phenomenology*. Dordrecht: Kluwer Academic Publishers.
- Gendlin, Eugene T. (1996): *Focusing-Oriented Psychotherapy. A Manual of the Experiential Method*. New York, London: The Guildford Press.
- Grotjahn, Rebecca (2010): Das Geschlecht der Stimme. In: Grotjahn, R./Vogt, S. (eds.): *Kompendium Musik und Gender*. Bd. 5. Laaber: Laaber-Verlag, pp. 158-169.
- Haas, Ann P./Rodgers, Philip L./Herman, Jody L. (2014): Suicide Attempts among Transgender and Gender Non-Conforming Adults: Findings of the National Transgender Discrimination Survey. In: American Foundation for Suicide Prevention and the Williams Institute, pp. 1-18. <<http://williamsinstitute.la.w.ucla.edu/wp-content/uploads/AFSP-Williams-Suicide-Report-Final.pdf>> (accessed July 23, 2017).
- Horlacher, Stefan (2016): Transgender and Intersex: Theoretical, Practical, and Artistic Perspectives. In: idem (ed.): *Transgender and Intersex: Theoretical, Practical and Artistic Perspectives*. New York: Palgrave Macmillan, pp. 1-28.
- Jackson Hearn, Liz J./Kremer, Brian (2018): *The Singing Teacher's Guide to Transgender Voices*. San Diego: Plural Publishing.
- Jäger, Ulle (2014): Den Leib als Ort des Widerstands zum Sprechen bringen – mit Focusing. In: *Der Körper, der Leib und die Soziologie. Entwurf einer Theorie der Inkorporierung*. 2. Auflage. Frankfurt/M.: Helmer, pp. 235-266.
- Jäger, Ulle/König, Tomke (2017): Geschlecht anders erforschen – mit erlebensbezogenen Interviews. In: *IZGOnZeit*. Onlinezeitschrift des Interdisziplinären Zentrums für Geschlechterforschung (IZG), 6, pp. 5-22.
- Janssen, Ephraim Das (2017): *Phenomenal Gender: What Transgender Experience Discloses*. Bloomington: Indiana University Press. <https://doi.org/10.2307/j.ctt2005zzv>.
- Koresh, Doris/Krämer, Sybille (eds.) (2006): *Stimme: Annäherung an ein Phänomen*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Kolesch, Doris (2003): Die Spur der Stimme. Überlegungen zu einer performativen Ästhetik. In: Epping-Jäger, C./Linz, E. (eds.): *Medien/Stimmen*. Köln: DuMont, pp. 267-281.
- Koskoff, Ellen (2014): Gender, Power, and Music. In: Koskoff, E. (ed.): *A Feminist Ethnomusicology: Writings on Music and Gender*. Champaign: University of Illinois Press, pp. 76-89.
- Krämer, Sybille (2003): Negative Semiologie der Stimme. Reflexionen über die Stimme als Medium der Sprache. In: Epping-Jäger, C./Linz, E. (eds.): *Medien/Stimmen*. Köln: DuMont, pp. 65-84.
- Magowan, Fiona/Wrazen, Louise (2013): Introduction: Musical Intersections, Embodiments, and Emplacements. In: Magowan, F./Wrazen, L. (eds.): *Performing Gender, Place, and Emotion in Music: Global Perspectives*. Rochester: University of Rochester Press, pp. 1-14.
- Merleau-Ponty, Maurice (1962): *Phenomenology of Perception*. Translated by Colin Smith. London: Routledge.
- Mills, Matthew/Stoneham, Gillie (2017): *The Voice Book for Trans and Non-Binary People: A Practical Guide to Creating and Sustaining Authentic Voice and Communication*. London: Jessica Kingsley Publishers.
- Pitts-Taylor, Victoria (2016): Mattering: Feminism, Science, and Corporeal Politics. In: idem (ed.): *Mattering: Femi-*

- nism, Science, and Materialism. New York: New York University Press, pp. 1-20.
- Prosser, Jay (1998): *Second Skins: The Body Narratives of Transsexuality*. New York: Columbia University Press.
- Roederer, Juan G. (1973): *Introduction to the Physics and Psychophysics of Music*. New York: Springer. <https://doi.org/10.1007/978-1-4684-9941-4>.
- Rubin, Henry S. (1998): Phenomenology as Method in Trans Studies. In: *GLQ: A Journal of Lesbian and Gay Studies* 4, 2, pp. 263-281.
- Salamon, Gayle (2010): *Assuming a Body: Transgender and Rhetorics of Materiality*. New York: Columbia University Press.
- Schrödl, Jenny (2012): *Vokale Intensitäten: Zur Ästhetik der Stimme im postdramatischen Theater*. Bielefeld: Transcript.
- Schützeichel, Rainer (2016): *Materialitäten und Atmosphären. Eine soziologische Analyse am Beispiel der menschlichen Stimme*. In: Kalthoff, H./Cress, T./Röhl, T. (eds.): *Materialität: Herausforderungen für die Sozial- und Kulturwissenschaften*. München: Wilhelm Fink, pp. 393-412.
- Senf, Walter (1989): Anthropologische Gesichtspunkte der Stimme. In: *Sprache – Stimme – Gehör. Zeitschrift für Kommunikationsstörungen* 13, pp. 19-25.
- Serres, Michel (1998): *Die fünf Sinne. Eine Philosophie der Gemenge und Gemische*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Shotwell, Alexis (2011): *Knowing Otherwise: Race, Gender, and Implicit Understanding*. University Park, Pennsylvania: The Pennsylvania State University Press.
- Skarda, Christine (1989): Alfred Schutz's Phenomenology of Music. In: Smith, F. J. (ed.): *Understanding the Musical Experience*. New York: Gordon & Breach, pp. 43-100.
- Smith, Jonathan A./Flowers, Paul/Larkin, Michael (2009): *Interpretative Phenomenological Analysis: Theory, Method and Research*. London: Sage.
- Stoller, Silvia (2010a): *Existenz–Differenz–Konstruktion: Phänomenologie der Geschlechtlichkeit bei Beauvoir, Irigaray und Butler*. München: Wilhelm-Fink.
- Stoller, Silvia (2010b): Expressivity and performativity: Merleau-Ponty and Butler. In: *Continental Philosophy Review* 43, 1, pp. 97-110. <https://doi.org/10.1007/s11007-010-9133-x>.
- Titze, Ingo R. (1994): *Principles of Voice Production*. Englewood Cliffs, New Jersey: Prentice Hall.
- Waldenfels, Bernhard (2003): *Stimme am Leitfaden des Leibes*. In: Epping-Jäger, C./Linz, E. (eds.): *Medien/Stimmen*. Köln: DuMont, pp. 19-35.
- Walmsley-Pledl, Sara R. (2013): *Transforming the Singing Body: Exploring Musical Narratives of Gender and Place in East Bavaria*. In: Magowan, F./Wrazen, L. (eds.): *Performing Gender, Place, and Emotion in Music: Global Perspectives*. Rochester: University of Rochester Press, pp. 109-126.

Beatriz Revelles-Benavente/Ana M. González Ramos

Communication and Feminist New Materialism:

Methodologies to understand the continuum between matter and discourse

Abstract: The relationship between literature and social networking sites (SNS) is a material context in which authors and readers merge into each other to create a literary communicative process that transforms contemporary politics. The aim of this paper is to analyse the communicative process by investigating the continuum between matter and discourse from a new materialist approach. From social sites, we can understand how elements, such as readers, authors, context, novels, culture and digital platforms, “intra-act” (Barad 2007) to create an affecting/ed communicative process. We propose feminist new materialism as a theoretical terrain that helps to reconfigure politics and communication in order to build a methodological framework for contemporary feminist politics and theory related to Literature. Using a digital genealogy and the theory of new materialism, we identify communication in literature as a trapping force in which different elements intra-act with each other and become indivisible. Affecting/ed communication is a dynamic conceptualization, a literary activity in which active agents participate in creative spaces for future social changes.

Keywords: Novel, co-creation, facebook, Feminist New Materialism, communication.

Kommunikation und Feminist New Materialism: Methodologien zum Verständnis des Kontinuums zwischen Materie und Diskurs

Zusammenfassung: Literatur generiert im Kontext Sozialer Netzwerke einen literarisch-kommunikativen Prozess, in dem Autor*innen und Leser*innen ununterscheidbar werden, sich verbinden – einen Prozess mit politisch transformativer Kraft. Ziel dieses Aufsatzes ist es, diesen kommunikativen Vorgang zu analysieren, indem das Kontinuum zwischen Materie und Diskurs aus der Perspektive des New Materialism betrachtet wird. Aus der Betrachtung Sozialer Netzwerke können wir verstehen, wie verschiedene Elemente, z.B. Leser*innen, Autor*innen, Kontext, Romane, Kultur und digitale Plattformen „intra-agieren“ (Barad 2007) und dabei einen affektiven (affecting/ed) kommunikativen Prozess hervorbringen. Wir schlagen vor, die theoretische Grundlage des feministischen New Materialism als Hilfsmittel zur Neukonfigurierung von Politiken und Kommunikation zu nutzen, um zeitgenössischer feministischer Theorie und Politiken in Bezug auf Literatur ein methodologisches Gerüst zu geben. Indem wir uns digitaler Genealogien und der Theorie des New Materialism bedienen, identifizieren wir Kommunikationsprozesse in der Literatur als eine fesselnde Kraft, durch die verschiedene Elemente miteinander in Beziehung gesetzt und untrennbar verbunden werden. Affektive (affecting/ed) Kommunikation ist eine dynamische Konzeptualisierung, eine literarische Aktivität, bei der aktive Akteur*innen in kreativen Räumen an sozialen Veränderungen teilhaben.

Schlagwörter: Roman, Co-Gestaltung, facebook, Feminist New Materialism, Kommunikation.

More than thirty years ago, Adrienne Rich (1986: 217) warned feminist theorists of one of the most important premises for the kind of research that we do: “if [theory] doesn’t smell of the earth, it is not good for the earth”. Currently, the political of New Materialism has been under intense scrutiny for being considered at times vague, at times nostalgic (Hemmings 2011). Nevertheless, considering that theory and practice should always be two sides of the same coin it looks like not enough critical, or rather empirical research following the approach of the Feminist New Materialism might be more suitable than former research approaches for achieving this objective. Feminist New Materialisms are an ethic-onto-epistemological trend of knowledge that attempts to intervene in different socio-cultural structures, that highlights unequal distributions of power through a monist approach, and that escapes from dualistic approximations to knowledge creation and circulation (van der Tuin 2015; Rogowska-Stangret 2017; Colman 2010).

When we think about contemporary society and current constructions of subjectivities, the area of social networking sites (SNS) comes to the forefront almost inescapably. SNS have become part of our daily basis to share and find specific information (be it personal preferences or professional interests). On these spaces/relations in the SNS, Feminist New Materialism is a matter of politics, a matter of location because of that looking for “genealogies of surprising futures” (van der Tuin 2015: 59) through an ‘agential realism’ (Barad 2007).

Thinking through the theoretical framework of agential realism in this context means a referential change in the object of study, a difference in the ontological configuration of the subjects to activate “a politics of the process” (Grosz 2005), instead of a politics of the results. This means that this analysis will focus on the relations between the different subjects through affinities and through the same affective forces that generate the processual ontology of communication, will obtain a series of differential patterns that produce differences in their relations. The application of new materialist politics situates empowering patterns outside of the relation between research and researcher while intra-acting with this relation. SNS are increasingly studied as digital interventions in society and culture at large. Therefore, taking into account that structures of power are changing towards a representational neo-liberal context (as it has always been), but renewing their mechanisms, and in trying to look for the political in New Materialism through constructions of subjectivities.

In this article, we propose Feminist New Materialism as a theoretical terrain that helps to reconfigure politics and communication in order to build a methodological toolbox for contemporary feminist politics and theory related to Literature. To situate the theory construction and materialization of politics (Haraway 1991), we chose Toni Morrison. She was the first black woman to obtain a nobel prize for “Beloved” while, at the same time, two of her books (precisely “Beloved” and “The Bluest Eye”) can be found in the top ten list of banned books at North American public institutions in the last ten years. We address the relationship between Literature and SNS as a real context in which authors and readers merge with each other to create a literary communicative process (Revelles-Benavente 2014) that transforms contemporary politics.¹ A literary

communicative process created through SNS in which collective readings of specific novels placed in time and space where readers are able to respond and communicate with the author rereading her work. From this social site we can understand how elements such as readers, authors, context, novels, culture and digital platforms ‘intra-act’ to create an *affecting/ed communicative process*. The structure of this paper will firstly present a brief discussion on Literature and SNS, such as Facebook. Second, we will present the methodology and the case study that allows the articulation of this theoretical approach. Afterwards, we will provide an analysis of the materialization of communication through specific selected entries in Toni Morrison’s official Facebook page dealing with the two aforementioned novels so that a theory-making construction of the politics of New Materialism can be built upon empirical data.

Social Networking Sites and Literature.

The transversality of SNS is the focus of much research in media studies, communication studies and cultural studies (Lincoln/Robards 2014; Zywicki/Danawoski 2008; Uldam 2016; Larsson 2016; Klinger/Svensson 2015; Grace et al. 2015; Jin 2015; Schwartz/Halegoua 2014). Gillian Rose states that issues concerning the accessibility of technology matter because “the social site in which that technology is deployed and the different aspects of the cultural capital created there” (2001: 224). This capacity to use technologies and communicating strategies is not only a technological development but also “social sites and how ideas are shared in them” (ibid.), taking part in the development of variability and diversification of contents. Nevertheless, technology may also infer unequal structures of power, in which social oppression is created and reinforced.

In contemporary society, as much as every communicative act, literature has also been reshaped by technological solutions creating new literary genres, for example, “electronic literature” (Zaldibea/López-Varela 2014; Hayles 2008), or “fan fiction” narratives (Jenkins 2006; Rettberg 2005). However, from a scholar’s point of view, the relationship between literature and Facebook has not yet been studied sufficiently. Tosca (2012) explores this relationship in order to dismantle traditionally hierarchical relations between authors and readers by claiming a more horizontal one. In this sense, Tosca (2012) builds a theoretical inquiry into the relationship between authors and readers without falling into the trap of categorizing elements of the act of reading as active and passive.

Thinking literature primarily as a communicative process implies the prioritization of one main dimension: the reading process, i.e. the way authors and readers relate to each other. The reading process has been traditionally identified as the ontological split between the text and the reader and, consequently, it has failed the nature of the reading process (Phelan 1997). Nevertheless, more recent approaches to the analysis of literature point towards different conceptualizations of this reading process. For instance, Das and Pavlíčková claim that “the act of reading is selective and the potential text is infinitely richer than any of its individual realisations” (2014: 383).

The relation between Literature and the SNS is intra-relational insofar as it helps to disambiguate some aspects blurred in Toni Morrison's novels, the relation with the reader and the dis-location of space and time with them. In this sense, SNS offer a creative alternative in order to produce a differential relation of power based on a contemporary action: the collective readings of specific novels placed in a time and space where readers are able to respond and talk with the author and reread her work.

We argue that these *intra-relations* are produced via affects (Colman 2010), that intra-act between the writer and readers. In fact, as described in the analysis, affects are *relata* that produce indivisible bonds in all these participants of the communicative process of literature. Relata (Barad 2007) are those ontologically indivisible relations, between human and non-human elements, in which boundary-making (therefore meaning-making) and agenciality take place. They are affective because they are transversal, crossing every dimension of knowledge, the subject as individual and reality itself. Besides, they imply a substantial change in politics, methodology and pedagogy. According to van Doorn, "[b]y sharing their stories in these spaces, they [participants] create mediated memories that become socialized as digitally material artefacts which are durable as well as mutable, reflexive as well as performative" (2011: 541). Then, literature becomes a *mutable, reflexive and performative* instance of reality, since it becomes open to reworking on SNS.

Digital Genealogies

In order to explore how new materialist theories affect an understanding of the link between Literature and SNS as always already political we will develop a digital genealogy. According to Iris van der Tuin, "genealogies provide a window to the *surprising* futures that have been dreamt in past feminist expressions, since we are no longer deceived by narrow circumscriptions of them originating in classificatory accounts." (2015: 59, emphasis of the author) Genealogies allow a contemporary reconfiguration of historically established canons in academia, which, more often than not, respond to certain biases that materialize according to specific interests (González Ramos/Revelles-Benavente 2017). Literary Studies have been profoundly interested in the changing notions of the literary object in the course of literary history (Eagleton 2012). A history that has been "His-Story" for many years as the Nobel Prizes awards demonstrates (50 years celebrating the Literary Nobel Prize, which has been won by women only 8 times).

According to van der Tuin, "genealogies divert from strictly referential approaches because their focus is on the very moment of creating innovative concepts." (2015: 59) Equally, Toni Morrison herself explains in *Playing in the Dark* that "[she] wanted to identify those moments when American literature was complicity in the fabrication of racism, but equally important [she] wanted to see when literature exploded and undermined it" (1992: 16). Likewise, an innovative moment in the intra-action between Literature and contemporary

politics disrupts a traditional approach to literature as a passive object that prioritizes either the point of view of the reader (Phelan 1994), the piece of work under revision (compendiums like the Norton Anthology for English Language) or the author. This, as Grosz affirms, makes it impossible to definitively answer the question if literature can be feminist or not (1995). Classifying a piece of literary art as feminist would point to the conflicting claims of what exactly makes the artwork feminist: the sex of the author, the sex of the reader, (or) the content of the novel? (ibid.)

Here, Feminist New Materialism helps dismantle some of these paradoxes if we think of these elements as *affective intra-actions*. Affects are relational forces (Colman 2010; Bargetz 2014; Sullivan 2001) that materialize historical contextual forces under the frame of feelings (Bargetz 2014; Ahmed 2004). However, this historicity implied in feelings does not imply a concrete definition of a particular feeling even if situated in a concrete element (such as a particular novel or an entry in the social networking sites) (Ahmed 2004); rather, historicity is the embrace of all complexity (van der Tuin 2015: 76), a complexity that becomes materialized in a particular discourse through thinking past, present and future as a ‘quantum entanglement’ (Barad 2010). Barad defines “quantum” in relation to movement as “a measure of the *discreteness of nature* [that] troubles the very notion of *dichotomy* – the cutting into two – itself.” (ibid, 246 [author’s emphasis]). To understand the inseparability of our measuring practices (that of the SNS and the novels themselves) implies understanding what kind of affective forces, communicative processes, materialize change for feminist politics. Besides, it also entails diffracting (reading through each other) the different physical contexts that are involved in these two measuring agencies (novels and SNS).

Looking at Morrison’s official Facebook page, we find debates with specific quotes from her novels, sparking hundreds of comments through which different readers share their opinions and affects. Banning the above mentioned novels from public institutions (libraries and high schools) is clearly a manifestation of how hegemonic discourse gets rid of ‘uncomfortable’ *herstories*. That is, by using illustrative examples from SNS that relate to these two novels, we will materialize this digital genealogy with diffractive patterns so that we can explain new materialist politics and differing subjectivities with an alternative literary object. In Barad’s words, “a diffraction pattern does not map where differences appear, but rather maps where the *effects* of difference appear.” (Barad, 2007: 172 [author’s emphasis]). In illustrating different moments of what we consider to be an *affecting communication*, we will build up an intra-action between literature and society.

Affecting Communication through Social Networking Sites

The relationship between Literature and SNS transverses different spaces and times by offering a dynamic process in which multiple elements take place. One of the elements participating in this dynamic process is the context that we understand as an active part of the process engaging diverse possibilities of *affecting/ed communication*. Affecting communication refers to a capturing force in which different elements relate and become indivisible. It is a dynamic conceptualization, especially of a literary activity, in which active agents move in creative spaces for future social changes. This communication is affecting particular changes in the conceptualization of Literature, SNS and all the participants in this relation, while, at the same time, it is affected by these participants. Facebook, as a primary SNS, can be considered a theoretical laboratory for its users, where the authors are able to communicate with their readers in order to illuminate new recreations of their work. As Barad claims:

If the goal is to think the social and the natural together, to take account of how both factors matter (not simply to recognize that they both do matter), then we need a method for theorizing the relationship between “the natural” and “the social” together without defining one against the other or holding either nature or culture as the fixed referent for understanding the other. (2007: 30)

In other words, we use “the social” and “the natural” as a figuration (Haraway 1988) that catalyzes a material understanding for SNS (as a social component intervening in what was already written, novels) and literature (as a traditionally/natural canonization of a knowledge that has been hierarchically constructed). Thus, elements that have been rarely paired to serve as measuring agencies to each other, are producing affective relata, they are becoming ontologically inseparable. Neither Morrison’s novels, nor her official Facebook page, can be understood as a fixed referent to understand each other.

Taking into account that one of the requirements for understanding Morrison’s work is the active participation of the reader (Morrison 1992), Facebook provides this *agential* context (Barad 2007) in which readers intra-act simultaneously. At the same time, Facebook physicality and its structure provide a space of open possibilities that move towards a common understanding of Morrison’s novels, although it cannot avoid the limits of this site (the physical distribution of the news, the requirements to “friend” people, the language with which this Facebook page is constructed). These limits are also an active part that matters in our research and creates boundaries that enact literary works and political meanings (although they cannot be displayed in this paper for reasons of space).

The Materiality of Language in Toni Morrison's Work

In this section, we develop the materiality of language, which, methodologically speaking, entails the pursuit of affective performances of language relating to both digital platforms and traditional literature. These affective performances of language determine the agency of bodies (socially, theoretically and materially constructed) in which political transformation occurs only when considering differing intra-actions. In order to prove this, we will use the novels "Beloved" and "The Bluest Eye", and her official Facebook website as starting points. This affectively materializes controversies and paradoxes from the micro-structures revealed in North American politics. Morrison's work clearly depicts how the contemporary situation of black females is deeply rooted in a past that depends on the present, and vice versa.

Looking at these three starting points, we will analyse how "affect becomes a force of social *indeterminacy* that offers the opportunity for us to look at what is, imagine what could be instead, and grasp that this 'instead' is always already happening." (Bakko/Merz 2015: 8 [author's emphasis]). In order to 'grasp' affects, we will relate genealogies coming from Literary Studies to Morrison's novels and to the digital platforms in order to shed light upon which communicative concepts affect determined preconceived subjectivities and transform them into relational affective indeterminacies with the capacity of producing social transformations.

These two different entry points (the novels and the Facebook page) have to do with one quote from "The Bluest Eye". To illustrate that the historicity of subject formation can be considered another entry point to this analysis, we have chosen a quote that explains how "Beloved" was based upon a real black woman. A third point of entry has to do with the intra-action between the novel and the platform (so that we have chosen a quote that is originally from the novel "Beloved" and then taken up on the platform). These beforementioned entry points are empirical pillars to build a Feminist New Materialist approach to communication that helps to understand how literature and society are mutually dependent on each other, that is, theory smelling of the earth. In addition, these compose the digital genealogy of Morrison as a writer and the relation between past, present and future of material-discursive practices permeating contemporary society.

In order to clarify our in-depth analysis of the material discourse of this Facebook page, we should consider that the materiality of language has two different, albeit mutually dependent, elements. These two elements provide a methodology to understand what Critical Feminist Materialisms (or a Feminist New Materialism) provide regarding power dynamics and how to analyze them in a concrete situated context. These elements provide features and characteristics of the materiality of language or, in other words, features to analyze material-discursive practices in order to understand how different mechanisms of power materialize hierarchies.

1. *Diverting love: focusing on how.*

This Facebook entry was posted on the 28th of November, 2017. It also belongs to the novel *Love*,

Love is never any better than the lover. Wicked people love wickedly, violent people love violently, weak people love weakly, stupid people love stupidly, but the love of a free man is never safe. There is no gift for the beloved. The lover alone possesses his gift of love. The loved one is shorn, neutralized, frozen in the glare of the lover's inward eye. (Toni Morrison 2017)

The post received 1 million reactions and 44 comments. All comments have to do with how much the readers love the artist and how 'true' this feeling is, as well as the need to reread this particular novel. By linking the artist, the Facebook page, the novels and the individual experiences of each participant on the Facebook page, the birth of a collective strategy for social movement is being initiated. The body of the artist becomes a political threshold where many different intra-actions come together. Thus, it is important to consider the writer's body as a cartography of intra-actions and not as a human body with absolute agency. In this sense, we are suggesting a new materialist analysis of how to understand bodies and their relation with power.

The most frequently repeated comment of the actors interacting on Facebook is "so true". It becomes "true" for one of the most famous quotes used by Morrison ("I get angry about things, go on and work") and also for understanding fans' expressions. Moreover, that readers tend to understand their embodied experiences through the characters appearing in her novels produces a *truthful effect* in the act of reading. Following Cuttler (2000: 61), narratives always move toward an end determined not only by the author but also by the reader. This is a common end for any novel independent of the multiplicity implied in their readings.

Readers tend to avoid rereadings and that is why, when the end is complex, they pick one scenario. However, with the birth of this "Facebook" form of communication multiple entries point out that depending on the writer, at least, this process of re-reading may even be prompted. (We will see this in the following example). The engagement with the text becomes an iterative reworking and the pressure inflected in the novel affectively differs according to the affinities expressed by the readers in the digital platform. One of the most frequently repeated instances was "I need to re-read it" or "time for a re-read". This does not prevent the readers or the characters from looking for "provisional truths". The truth is hurtful but everyone should know it, so that knowledge, as well as power, can be shared, in order to disrupt oppressive systems. This does not necessarily mean that readers are wrong or whatever they are reading is not true. It means that the relationship between literature and SNS conveys multiple truths that co-exist, in order to provide differing meanings.

Regarding the definition of love, we can see how this particular affect materializes "the small dramas of the every day, [which] are not only shaped by

current but also by past relations of power, as well as by modes of power and exploitation that one may not have personally experienced [...] drawing attention taken-for-granted and thus nearly invisible forms of power.” (Bargetz 2014: 295) On this occasion, the subject affecting/ed becomes automatically oppressor and oppressed at the same time. Besides, since it is a mutually dependent feeling (there is no lover without a loved one), they become oppressor by imposition while oppressed by the same system. Here, love becomes a diverting starting point so that a non-hierarchical relation can be produced between subjects. Warning about the consequences that a literal understanding of love might have for individuals, Morrison implores her readers, her characters and her contemporary society to situate this particular feeling in context so that we can transform this affect from individual to relation. This affect does not exist outside the relation and when we take it for granted, an absence of agency or possibility to become subjects appears in the surface. That is, we need to look for the intra-action between past and present in order to find surprising futures (van der Tuin 2015).

2. *Intra-acting reading and writing, becoming political*

In January 1856, a young black woman named Margaret Garner killed her two-year-old daughter with a butcher knife, wounded her two other children, and was prepared to kill herself to avoid being sold back into slavery. There is no known plaque that commemorates Margaret’s life, no public artifact that seeks to remember the desperate actions she took to retain some form of autonomy over her persecuted black life and that of her kin. In 1987, over a century and a half after her act of self-reclamation, American author Toni Morrison wrote *Beloved*, a novel inspired by Garner. (Morrison 2017)

This entry was posted on the 9th of September, 2017 and it has 6.5 millions of reactions, 664 shares on other pages and over 150 comments. *Beloved* has had a global impact, not only because it won the Pulitzer Prize for Fiction and its author the Nobel Prize for Literature, but also because it was the subject of much analysis in Literary Studies. These analyses mainly focus on the relationship between mother and daughter, since *Beloved* is ‘supposedly’ the materialization of Sethe’s (the main character’s) dead daughter (Hirsch 1984; Mock 1996; Cutler 2000; Eckard 2002; O’Reilly 2004; Gallego 2011, among others). Nevertheless, *Beloved* is much more than the presence (or absence) of love in a relationship between mother and daughter. Other literary critiques have focused on subject formation (Boudreau 1995; Fuston-White 2002) or history and memory (Mogle 1993; Barnes 1998).

A novel is multiple and in itself a differing approach that creates innovative concepts, that is, each novel can in itself be its own genealogy (van der Tuin 2015). These different literary entry points exploit the nature of the literary object. Depending on the selection of quotes, depending on the researcher and how and when they have read the novel, the approximation changes. Nevertheless, these different entry points also depart from the preconceived

assumption that the literary critic holds the knowledge-power to decide what the influence of literature upon contemporary society is.

In intra-acting Literature and SNSs we can look for the aforementioned digital genealogy. Coming back to the entry on Margaret Garner on the Facebook page, we can find the following reply: “I recently visited the new Smithsonian African-American museum, and there is recognition of Margaret Garner there. Among other things, they have a framed newspaper story on the killings. Morrison is of course recognized in the museum” (Miller 2017). Grosz (1995) maintains that the body becomes the socio-political threshold in which matter and discourse merge. Then, we can anticipate the political view in the relation between the reading and the writing. Through these excerpts, it can be seen how an *ethical respond-ability* that implies the ability to take responsibility for something and to respond to social injustices (Haraway 2008) is produced between the author, her characters and her readers in this communicative process. In this instance, Literature has actively produced a material consequence that infers diverging patterns in North American society, which is what really matters for the Facebook readers, or followers. Taking into account the magnitude of Facebook reactions, shares and comments, we can say that a significant sample of people are *affecting*, that is self-transforming during the relation itself, different relations that have to do with the necessity to alter the present by bringing the embodied past through the intra-action between Garner’s body and Morrison’s work.

The Facebook page dislocates the process and turns it into multiple networks/slides in which intra-actions are constantly being produced. The process is not linear, but multiplying and interfering its own development. The following quote, taken from the same novel and posted on the Facebook page on the 21st of November, 2016, follows the contemporary reading of *Beloved* and highlights how it constructs divergent subjectivities

There is a loneliness that can be rocked. Arms crossed, knees drawn up, holding, holding on, this motion, unlike a ship’s, smooths and contains the rocker. It’s an inside kind – wrapped tight like skin. Then there is the loneliness that roams. No rocking can hold it down. It is alive. On its own. A dry and spreading thing that makes the sound of one’s own feet going seem to come from a far-off place. (Morrison 2016)

This loneliness has been defined in literary research as the absence or presence that “Beloved” materializes in the relationship between mother and daughter (see the literary review before mentioned). Nevertheless, there are other starting points which conceive of this loneliness as an affect that exceeds, an intensive force that materializes certain intra-actions driving social change, the corporealization of the ghost of “Beloved” being its maximum exponent. An example of this is Christopher Peterson who claims:

The mourning that can be contained, rocked and wrapped up inside one's skin is contrasted to a mourning that roams, that cannot be rocked or held down, that spreads beyond the borders of the self-contained body. This illimitable mourning corresponds to a plurality of Beloveds, the 'sixty million and more' to whom Morrison dedicates the novel. [...] Yet 'Beloved' also signifies a generalizability that exceeds the (one) body of the daughter. (2006: 558-9)

The skin becomes the material surface in which everything intra-acts, either by presence or absence.

Nevertheless, for Facebook readers, this quote reads in a completely different way. Without taking for granted the "small dramas" (echoing Bargetz 2014), a very crucial fact happened two weeks before this entry was posted: the presidential elections in the United States. That is why, in the responses offered by the Facebook readers, one can read the following:

A racist rant against white people... So sad. Hillary the criminal lost because the Democrats have abandoned the white working class of Middle America for the minority-based politics of Black Lives Matters, Transgender bathroom access, and sanctuary cities for criminal illegal aliens. That is why your party lost. (Cihomsky 2016)

Clearly, a very racist comment that completely goes against any kind of message that Morrison is spreading in her novels, without any kind of rational argument only to justify a loss of the Democrats in the elections. This kind of discourse responds perfectly to the polarization of the dichotomies via the above mentioned economy of fear (Ahmed 2004). Fear of Trump provokes the surface of racism in its most vivid expression, intra-acting with class and gender. Nevertheless, this comment does not go unnoticed and it is fiercely punished by Facebook users:

Cry me a river with your poor oppressed white folks tears. I'm so damn tired of you no accountability accepting bigots. Try something new, be introspective. Examine your own bullshit for once in your sorry ass existence!! (Vicente 2016)

The debate goes on and on for a long time and with many comments. What remains clear is one thing: here, "affect is the matter in us responding and resonating with the matter around us" (O' Sullivan 2001: 128). By extension, and exceeding its literary purposes, literature becomes the agitating platform to activate the political.

Conclusions

In this article we have defined digital communication as a *processual* line of research that understands language as an affective intra-action with different properties that help understand how material-discursive practices are materially performing from a feminist new materialist angle. These processes have been highlighted as mutually dependent on each other. When participating in this kind of communication – shared in SNS – the participants transform their bodies, in order to intra-act with computers and to create relating selves intra-acting with each other. This type of intra-action primarily means two important things: the multiplicity of the relationship between the reader and the writer, and the significant change in the nature of both literature and SNS. It has produced ontological shifts in the areas explored so far. The literary object has turned out to be the intra-action between different elements partaking in the relation between readers, writers, socio-political context, digital platforms, novels, etc. SNS have been configured as the materialization of affective dislocations, subverting traditional meanings attached to these digital platforms. That is, they become the communicative performance of politics and gender, while, at the same time, they transform themselves into experimental laboratories where knowledge becomes power. Referring to Facebook as an experimental laboratory here is illustrated by the multiple iterative workings that society brings to the novels. Through SNS, the literary product becomes invented over and over since, as many participants have stated, every time they re-read the novel it is a different one.

This paper has displayed the importance of thinking about communication as an open-ended practice that allows political interventions in societies and a referential shift from closed categories, or properties to dynamic processes constantly defining themselves. It is also a methodological approximation so that we can understand how concepts such as identities, bodies, agencies and power are performed in the continuum between material and discursive practices. Feminist New Materialisms provide interdisciplinary frameworks in order to illustrate the multiplicity and dynamicity of matter, while reconfiguring politics, gender and communication in the making.

The materiality of language in Morrison's work is unquestionable but it is not the unique determining factor in itself; it is instead necessary to understand its role in the process of intra-action between bodies, places, times and subjectivities, producing affects that are empirically accessible through feelings. Communication is always gendered and raced and, therefore, language is always political. Likewise, it affects a particular subject construction that is, at the same time, intra-acting past, present and future in order to shed light upon social injustices. Intra-acting literature and SNS enables a platform in which reflections coming from feminist new materialist theories alter how we approach the literary object itself (theoretically) and also, how literature embeds and affects contemporary society (politically). Power dynamics become materially alive and visible depending on different forces and on how they relate with particular subjects (intra-acting between Morrison's characters and Facebook readers).

Proposing a digital genealogy allows us to empirically sustain theories of Feminist New Materialisms that convene diverting entry points in which hierarchical structures of knowing and power become unstable and slippery. In the intra-relation between gender, sexuality, memories, and bodies, texts permeate the socio-political threshold that configures the body, exceeding the categorization of gender or race as a static one and moving towards them as affected/ing intra-actions.

Correspondence addresses/Korrespondenzadressen

Beatriz Revelles-Benavente, PhD
 Universitat de Barcelona,
 Pau Gargallo, 4, Barcelona
 beatrizrevelles@ub.edu

Ana M. González Ramos, PhD
 Universitat Oberta de Catalunya,
 Parc Mediterrani de la Tecnologia
 Castelldefels, Barcelona
 agonzalezram@uoc.edu

Remarks

- 1 The sample chosen to sustain the empirical part of this article has been obtained from Revelles-Benavente's PhD thesis „Literature, Gender and Communication in the Making: Understanding Toni Morrison's work in the Information Society“ defended at Universitat Oberta de Catalunya, December 2014. <http://openaccess.uoc.edu/webapps/o2/handle/10609/43763>.

References

- Ahmed, Sara (2004): *Affective Economies*. In: *Social Text* 22, 2, pp. 117-139. https://doi.org/10.1215/01642472-22-2_79-117.
- Bakko, Matthew/Merz, Sibille (2015): Towards an Affective Turn in Social Science Research? Theorising Affect, Rethinking Methods and (Re)Envisioning the Social. In: *Graduate Journal of Social Sciences* 11, 1, pp. 7-14.
- Barad, Karen (2007): *Meeting the Universe Halfway: Quantum Physics and the Entanglement of Matter and Meaning*. Durham, NC: Duke University Press. <https://doi.org/10.1215/9780822388128>.
- Barad, Karen (2010): Quantum Entanglements and Hauntological Relations of Inheritance: Discontinuities, SpaceTime Enfoldings, and Justice-to-Come. In: *Derrida Today*, 3, 2, pp. 240-268. <https://doi.org/10.3366/drt.2010.0206>.
- Bargetz, Brigitte (2014): Mapping Affect. Challenges of (Un)Timely politics. In: Angerer, M./Bosel, B./Utt, M. (eds.): *Timing of affect: Epistemologies, aesthetics, politics*. Diaphanes: The University of Chicago Press, pp. 289-302.
- Barnes, Deborah (1998): Myth, Metaphor and the Memory in Toni Morrison's reconstructed South. In: *Studies in the Literary Imagination* 31, 2, 17-35.
- Boudreau, Kristin (1995): Pain and the unmaking of self in Toni Morrison's *Beloved*. In: *Contemporary Literature* 36, 3, pp. 447-65. <https://doi.org/10.2307/1208829>.
- Cihomsky, Steve (2016): [online] Facebook Post November 21st @OfficialToniMorrisonAuthor. <<https://de-de.facebook.com/OfficialToniMorrisonAuthor>> (accessed 25 April 2018).
- Colman, Felicity (2010): Notes on the Feminist Manifesto: the strategic use of hope. In: *Journal of Cultural Studies* 14, 4, pp. 375-92. <https://doi.org/10.1080/14797581003765333>.
- Cuttler, Martha (2000): The story must go on and on: The fantastic, narration, and intertextuality in Toni Morrison's *Beloved* and *Jazz*. In: *African American Review* 34, 1, pp. 61-75. <https://doi.org/10.2307/2901184>.
- Das, Ranjana/Pavlícková, Tereza (2014): Is there an author behind this text? A literary aesthetic driven approach to interactive media. In: *New Media and Society* 16, 3, pp. 381-397. <https://doi.org/10.1177/1461444813481296>.
- Eagleton, Terry (2012): *The Event of literature*. Chelsea, Michigan: Yale University Press.
- Eckard, Paula (2002): *Maternal Body and Voice in Toni Morrison, Bobbie Ann Mason, and Lee Smith*. Columbia: University of Missouri Press.
- Fox, Nick/Allred, Pam (2015): New materialist social inquiry: designs, methods and the research-assemblage. In: *International Journal of Social Research Methodology* 18, 4, pp. 399-414. <https://doi.org/10.1080/13645579.2014.921458>.
- Fuston-White, Jeanna (2002): From the seen to the told: The construction of Subjectivity in Toni Morrison's *Beloved*. In: *African American Review* 36, 3, pp. 46-173. <https://doi.org/10.2307/1512209>.
- Gallego, María del Mar (2011): 'Nobody teaches you to be a woman': Female identity, community and motherhood in Toni Morrison's "A Mercy." In: Stave, S./Tally, J. (eds.): *Toni Morrison's A Mercy: Critical Approaches*. Newcastle: Cambridge Scholars Publishing, pp. 103-118.
- González Ramos, Ana M./Revelles-Benavente, Beatriz (2017): Excellence in Science: An affirmative critical response. In: *Cadernos de Pesquisa* 47, 166, pp. 1371-1390.
- Grace, Abbie/Kemp, Nenagh/Martin, Frances/Parrila, Rauno (2015): Undergraduates' attitudes to text messaging language use and intrusions of textisms

- into formal writing. In: *New Media and Society* 17, 5, pp. 792-809. <https://doi.org/10.1177/1461444813516832>.
- Grosz, Elisabeth (1995): *Space, Time and Perversion: Essays on the Politics of Bodies*. New York/London: Routledge.
- Haraway, Donna (1991): *Simians, Cyborgs, and Women: The Reinvention of Nature*. London: Free Association Books.
- Haraway, Donna (2008): *When species meet*. Minneapolis: University of Minnesota Press.
- Hayles, Catherine (2008): *Electronic literature: new horizons for the literary*. Notre Dame: University of Notre Dame.
- Hemmings, Claire (2011): *Why Stories Matter: The political grammar of Feminist Theory*. Durham: Duke University Press.
- Hirsch, Marianne (1989): *Maternity and Rememory: Toni Morrison's "Beloved"*. In: Bassin, D./Hooney, M./Kaplan, M. (eds.): *Representations of motherhood*. New Haven/London: Yale University Press, pp. 92-110.
- Jenkins, Jenkins (2006): *Convergence Culture: Where Old and New media collide*. New York: New York University Press.
- Jin, Chan-Hyun (2015): *The role of Facebook users' self-systems in generating social relationships and social capital effects*. In: *New Media and Society* 17, 4, pp. 501-519.
- Klinger, Ulrike/Svensson, Jacob (2015): *The emergence of network media logic in political communication: A theoretical approach*. In: *New Media and Society* 17, 8, pp. 1241-1257. <https://doi.org/10.1177/1461444814522952>.
- Lincoln, Sian/Robards, Brady (eds.) (2014): *Special Theme Issue: 10 years of Facebook*. In: *New Media and Society* 16, 7, pp. 1047-1184. <https://doi.org/10.1177/1461444814543994>.
- Miller, Betsy (2017) [online] Facebook Post September 9th @OfficialToniMorrison-Author. <<https://de-de.facebook.com/OfficialToniMorrisonAuthor>> (accessed 25 April 2018).
- Mock, Michelle (1996): *Spitting out the seed: Ownership of mother, child, breasts, milk and voice in Toni Morrison's Beloved*. In: *College Literature* 23, 3, pp. 117-26.
- Moglen, Helene (1993): *Reediming History: Toni Morrison's Beloved*. In: *Culture Critique* 24, pp. 17-40. <https://doi.org/10.2307/1354128>.
- Morrison, Toni (1992): *Playing in the dark: whiteness and the literary imagination*. Cambridge & London: Harvard University Press.
- Morrison, Toni (2008): *Toni Morrison. What Moves at the Margin*. United States of America: University Press of Mississippi.
- Morrison, Toni (2016): [online] Facebook Post November 21st @OfficialToniMorrisonAuthor. <<https://de-de.facebook.com/OfficialToniMorrisonAuthor>> (accessed 25 April 2018).
- Morrison, Toni (2017): [online] Facebook Post November 28th @OfficialToniMorrisonAuthor. <<https://de-de.facebook.com/OfficialToniMorrisonAuthor>> (accessed 25 April 2018).
- Morrison, Toni (2017): [online] Facebook Post September 9th @OfficialToniMorrisonAuthor. <<https://de-de.facebook.com/OfficialToniMorrisonAuthor>> (accessed 25 April 2018).
- O'Reilly, Andrea (2004): *Toni Morrison and motherhood. A Politics of the Heart*. Albany: State University of New York Press.
- Peterson, Christopher (2006): *Beloved's Chaim*. In: *MFS Modern Fiction Studies* 52, 3, pp. 548-69. <https://doi.org/10.1353/mfs.2006.0072>.
- Phelan, James (1997): *Toward a rhetorical reader-response criticism: the difficult, the stubborn, and the ending of Beloved*. In: Peterson, N. (ed.): *Toni Morrison. Critical and theoretical approaches*.

- Baltimore/London: The Johns Hopkins University Press, pp. 225-244.
- Rich, Adrienne (1986): Notes towards a politics of location. In: *Ibid.*: Blood, Bread and Poetry: Selected prose 1979-1985. WW Norton: pp. 215-217.
- Revelles-Benavente, Beatriz (2014): Re(con)figuring gender as a relational and dynamic concept: discussing Morrison's Facebook page. In: *CLCWeb: Comparative Literature and Culture* 16, 5. <<https://docs.lib.purdue.edu/clcweb/vol16/iss5/11/>> (accessed 30 March 2018).
- Rose, Gillian (2001): *Visual methodologies. An introduction to the interpretation of visual materials*. London: Sage.
- Rogowska-Stangret, Monika (2017): Corpor(e)al Cartographies of New Materialism. Meeting the Elsewhere Halfway. In: *The Minnesota Review*, 88, pp. 59-68. <https://doi.org/10.1215/00265667-3787390>.
- Schwartz, Raz/Halegoua, Germaine (2015): The spatial self: Location-based identity performance on social media. In: *New Media and Society* 17, 10, pp. 1643-1660. <https://doi.org/10.1177/1461444814531364>.
- Sullivan, Simon (2001): The Aesthetics of Affect: Thinking Art Beyond Representation. In: *Angelaki*, 6, 3, pp. 125-135. <https://doi.org/10.1080/09697250120087987>.
- Tosca, Susana (2012): Down with the Ivory Tower: New Communities of Readers and Authors Online. In: *First International Congress on Electronic Literature*, Alcalá de Henares, SP, 4-5 October 2012.
- Uldam, Julie (2016): Corporate management of visibility and the fantasy of the post-political: Social media and surveillance. In: *New Media and Society* 18, 2, pp. 201-219. <https://doi.org/10.1177/1461444814541526>.
- van Doorn, Niels (2011). Digital spaces, material traces: How matter comes to matter in online performances of gender, sexuality and embodiment. In: *Media, Culture & Society* 33, 4, pp. 531-547. <https://doi.org/10.1177/0163443711398692>.
- van der Tuin, Iris (2015): *Generational Feminism: New materialist introduction to a generative approach*. Lexington Books: Maryland.
- Vicente, Sancho Miguel (2016): [online] Facebook Post November 21st @OfficialToniMorrisonAuthor. <<https://de-de.facebook.com/OfficialToniMorrison-Author>> (accessed 25 April 2018).
- Zaldibea, Maya/Marino, Mark/López-Varela, Asunción (eds.) (2014): *New Work on Electronic Literature and Cyberculture*. CLC Web: Comparative Literature and Culture 16, 5, ISSN 1481-4374. <<https://docs.lib.purdue.edu/clcweb/vol16/iss5/>> (accessed 30 March 2018).
- Zywica, Jolene/Danowski, James (2008): The Faces of Facebookers: Investigating Social Enhancement and Social Compensation Hypotheses; Predicting Facebook™ and Offline Popularity from Sociability and Self-Esteem, and Mapping the Meanings of Popularity with Semantic Networks. In: *Journal of Computer-Mediated Communication* 14, 1, pp. 1-34. <https://doi.org/10.1111/j.1083-6101.2008.01429.x>.

Karisa Senavitis

Reparative Design: A Study of Collective Practices for Generating and Redistributing Care Online

Abstract: Online content produced by sick bodies, outside of clinical trials, is increasingly studied as real world evidence. US policy and biomedical companies are designing ways to make patient input legible and useful to their evidence-based medical system. My design study suggests an ethic of repair that might learn from the political agency of people with chronic autoimmune conditions. It brings feminist materialist studies into dialogue with two collective care groups who devise tools for reciprocal, collaborative *intra-action*. Their tools offer different ways to study illness online and negotiate boundaries (of bodies/expertise/space). Together they articulate the values and risks in generating embodied knowledge and redistributing data through digital communities.

Keywords: Precarious collectives, care, informed refusal, digital patient labor, boundary negotiating tools.

Reparative Design: Eine Studie kollektiver Praktiken zur Generierung und (Um-)Verteilung von Care im Internet

Zusammenfassung: Die von erkrankten Körpern produzierten Web-Inhalte, die nicht Teil medizinischer Studien sind, werden zunehmend als Befunde der ‚realen Welt‘ betrachtet. US-Politik und -Unternehmen entwerfen Wege, um den Beitrag von Patient*innen lesbar und nützlich für ihr evidenzbasiertes medizinisches System zu machen. Das vorliegende Forschungsdesign schlägt eine ‚ethic of repair‘ vor, welche von der politischen Handlungskompetenz von Menschen mit Autoimmunerkrankung lernen kann. Es bringt Ansätze des Feminist Materialism in einen Dialog mit zwei kollektiven Care-Gruppen, die Instrumente für reziproke und kollaborative *intra-actions* entwickeln. Diese Instrumente bieten verschiedene Ansätze, sowohl Krankheit online zu betrachten als auch Grenzen (von Körpern/Expertisen/Räumlichkeiten) zu verhandeln. Sie artikulieren Werte und Risiken im Generieren von verkörpertem Wissen (*embodied knowledge*) und der Neuverteilung von Daten durch digitale Communities.

Schlagwörter: Prekäre Kollektive, Gesundheit, Verweigerung, digitale Patient*innenarbeit, Boundary-Negotiating-Tools.

Introduction

I have been studying an image, an infusion selfie taken in December 2016 by a 28 year old Californian receiving medical treatment in Mexico intended to halt the progression of multiple sclerosis. The treatment she's documenting is limited to exclusionary clinical trials in the US so, through the help of closed Facebook groups, she sought care elsewhere. I am struck by the selfie's formal

similarities to Lynn Randolph's painting "Cyborg" in constant dialogue with Donna Haraway's writing (2004: 111). The selfie shows a smiling girl with piercings who is hooked up to machines and tubes, receiving medicines likely tested on or harvested from other species. Snapchat's facial recognition program looks through her phone and places floppy ears on her bald head. The portrait articulates a kind of agency sick bodies experience online: negotiating boundaries of body, of technology, of place – while producing knowledge.

This study focuses on collective care groups – that mostly started in the US – who transgress the boundaries of the healthcare system. As a design researcher, I navigate healthcare data systems gathering material evidence that has cultural and political resonance.

The selfie comes from the subject's blog, journaling her experience for other sick people or caregivers interested in learning the kinds of information medical experts don't provide. This sort of photo is common and searchable online. But if her photo was a clinical record it could not be shared until 50 years after her death. Forms of regulation like 'de-identify data' policies¹ are meant to protect patients' privacy, but non-disclosure is not always an option for those seeking care. When people are performing and recording their sickness for each other online, privacy seems like a nostalgic value that historically has not protected marginalized people. The growing numbers communicating their felt experiences as patients and sick persons online has drawn the attention of the healthcare system that wants to enter their content into evidence. It's what the medical industry calls 'real world' data.

I've been studying collective care groups with chronic autoimmune illnesses (AI) that disproportionately affect women, speaking with them about digital tools and labor that might undermine market logics by de-centering the expert and addressing what's missing or biased in the system. These groups connecting online metabolize the politics of sick bodies, a kind of agency in dependency,² where biological systems are said to malfunction and patients interface improperly (i.e. critically and politically) with corporate medical systems.³ Their work speaks to my central question: Rather than designing patient interfaces that allow sickness to appear in a recognizable format to normative healthcare, how might design make systems more intelligible as 'made-up' and in that sense repairable in multiple ways? In what follows I will define patients as digital laborers, forming precarious collectives. Real world data grounds the analysis in clinical discourse. It provides an understanding of the political forces within the healthcare system, 'made-up' of boundaries between patients and care.

Within this landscape, boundary negotiating tools are examples of collective repair that stake ethics of repair for design. Feminist physicist Karen Barad wrote, "reality is sedimented out of the process of making the world intelligible" (2007: 105). Barad offers the term 'intra-action' to describe how concepts and objects, humans and artifacts are 'mutually constituted' through encounter. Agency occurs and transfers in encounters like the practice of measuring. Measuring is an intra-action which gives a sense of realness to the thing measured and the tool of measurement. Artificial Intelligence in medicine reading and measuring medical imaging is humanly unfathomable (Brouillette 2017). Black

boxed to medical experts – it does not try to pass for human intelligence. Thinking about digital data, “discreet units of analysis are not given but made” (Suchman 2006: 283), which suggests that healthcare data system design has social-material consequences that are untraceable even to experts. Lucy Suchman calls on critical practice to cut through bio political lines and open up interfaces to “redistribution across the human-machine boundary” (2006: 285).

Two case studies will illustrate kludgy and improper use of tools and systems: The Open Artificial Pancreas System group design tools of increasing self quantification, whereas the Canaries group of artists record themselves by improper use of digital tracking.

This research offers an interpretation of their artifacts, diffracted by observation and tools of measurement. Diffracted in Karen Barad’s terms of taking a transdisciplinary approach that might rework disciplinary boundaries through interference and diffracted in the sense that Donna Haraway wrote about observing and looking for interference patterns on our lives and bodies. My design research is towards a feminist materialism. The work of queer theorists and feminist science and technology studies that responded to the near-simultaneous emergence of AIDS and the internet is woven into my thinking about systems design as co-constituting structures (as the study of immune systems mingled with theories of information networks). Today’s emergent works of groups addressing autoimmune conditions are descendants of their struggles and assemblages.

Haraway lauded the efforts of 1990s AIDS activists, ACT UP, for replacing clinical discourse with more ‘generative grammars’ to produce knowledge among many unlike actors. Writing about the experimental design of research at the time she said, “unable to police the same boundaries separating insiders and outsiders, the world of biomedical research will never be the same again” (Haraway 2004: 105). Boundaries between industry and patients, and between digital and organic matter are “rendered intelligible and made real” via material-discursive apparatus (Hayles 2016: 284). They are constructed in research practices with lived consequences. ACT UP and other groups who are identified through illness, have challenged these boundaries to claim other ways of knowing and living in the world. When Haraway writes, “boundaries take provisional, never-finished shape in articulatory practices”, (2004: 89) she suggests that negotiating boundaries can define new collective agents. When biomedical boundaries were blurred in AIDS research, patients experienced social activism and the biomedical industry started searching for ways to capitalize the knowledge. Years later, in an unrelated study, the term ‘boundary negotiating artifacts’ was introduced as an analytical framework by Computer Supported Cooperative Work (CSCW) researcher, Charlotte Lee, to distinguish the material evidence of collaborators’ provisional boundaries (Lee 2007: 307). They establish/destabilize protocols; transmit info across boundaries; divide labor; are messy and contested; and transform with use. Following Lee’s work, CSCW research of patient-provider data (Chung et al. 2016) adopted her framework to a context suitable for my study. Artifacts studied include Skype conversation transcripts, tweeted images of medical devices, Instagram metadata, GitHub chats, and more. In what fol-

lows two case groups' artifacts will be analyzed for the ways they diverge from the measurements and discourse of care providers and experts and forge collaboration with other patients.

I was counting T-cells on the shores of cyberspace and feeling some despair... I have miscegenated and mutated, tolerated and assimilated and yet I remain the same in the eyes of those who would fear and despise me. I stand at the threshold of cyberspace and wonder, is it possible that I am unwelcome here, too? Will I be allowed to construct a virtual reality that empowers me? Can invisible men see their own reflections? I'm carrying trauma into cyberspace – violent gestures, a fractured soul, short fuses, dreams of revenge... My primary public characteristics continue to be defined by dreads of me, myths about me and plain old homegrown contempt. All of this confusion is accompanying me into cyberspace; every indignity and humiliation, every anger and suspicion. (Hemphill 1995)

Precarious Collectives + Patients as Digital Laborers

Donna Haraway observed that AIDS activists like ACT UP not only challenged expert knowledge, but insisted on its rapid improvement and equitable dissemination (2004). The refusal of terms to accessing care is the impetus for reconstituting boundaries. Since patients with autoimmune conditions are understudied and often experience misrecognition, they seek online those with similar experiences to their own for emotional support and knowledge sharing. How legible a group is to evidence based medicine is inversely proportional to their excludedness and their level of precarity.

The experience of chronic sickness in the US is often isolating. Autoimmune conditions (described as a malfunctioning system) can take years to be diagnosed. Those with 'invisible' symptoms feel compelled to repeatedly prove or act sick in order to qualify for services or strive to be able-passing in order to retain employment, relationships, etc. Any time sick people find each other it is a break from the neoliberal condition of individual survivalism and accountability. Patients' collective labor can produce community. Peers value and utilize evidence that clinical practice deems anecdotal and has no room to accommodate. They validate embodied experience. Symptoms and side effects that were never accounted for in a clinical trial are observed and measured in collective care groups. The production of this knowledge and the administrative tasks necessary to maintain their digital platforms is gendered, uncompensated and, in addition to producing content for social media platforms and behavior tracking algorithms, might concurrently be part of clinical and commercial observation.

T.L. Cowan and Jasmine Rault's paper on the "labour of being studied" (2014) considers this kind of collectivizing digital work (what they call a "labour of love") especially prone to capitalist exploitation of affective and domestic labor. Patients that might be denied employment or are unable to work can be exploited by the same internet tools that allow them to build solidarity.

Volunteer patient labor is a source of precarity. For people with limited energy and income, the choice of where and how to spend their time is of acute consequence. Making do with existing technologies and interfaces exposes their work to market forces and surveillance, but allows patients to focus their efforts on articulation and mending broken connections. In an effort to provide the missing infrastructure for each other's precarious existence, patients assemble existing social media platforms, open source software, and digital sensing devices to transmit embodied knowledge. They bear inconsistencies. This distinguishes them from interfaces designed in anticipation of patient use and requiring some measure of compliance. Inconsistent, overabundant, and anecdotal data frustrates industry attempts to reincorporate extraneous forms of real world data back into evidence-based medicine. The objects queer the system of care. They are deviations from accountability. Small groups are not meant to be comprehensible to everybody. The meaning attached to group material diminishes in legibility as it moves away from its community's orbit. The groups are perceived as not consistent or rigorous in their methods and so their information can be misinterpreted or invalidated by researchers. As sharing economies, they are self-exploiting and prone to oversharing.

The feminist scholar Sara Ahmed wrote, "Capitalism is a health system: a drastically unequal distribution of bodily vulnerabilities" (2014). When patients actively engage as subjects of study while understanding their own exploitation, questions of value are further complicated. The same data accrues different values and agencies depending on context and position of the actor. Free patient labor may produce monetary or speculative value for biomedical scientists, engineers, or corporations. Peripheral clinical surveys and patient advisory roles, even though they aren't subject to non-coercion laws, are often underpaid or unpaid. This free giving by patients produces knowledge and evidence for academic research like mine, which garners a degree, legitimacy, and an avenue for my future work. The value I extract from the subjects of my research exceeds the "magical symbolic currency that might be called 'the cache' of being studied" (Cowan/Rault 2014: 473). The harm might be reduced with research methods that materially protect collective care work and compensate sick femmes for their administrative tasks and embodied knowledge.

Real World Data

Foucault's critique (1969) on systems-design and poststructuralist lineage have made possible a critical feminist materialism that considers what digital tactics are privileged or ignored in (non-)clinical studies. Foucault's study (1963) of the clinical relation between doctor and patient producing 'individual facts' suggests that the clinical gaze and discourse makes the reality of sickness legible through the clear delineation of roles: the expert and the patient. Today the healthcare industry (structured around clinical trials) is adjusting to a new knowledge paradigm: the atmosphere of real world data surrounding it. In the 'real world'

patients are asked to track their self-observations. An accumulation of quantifiable evidence, produced by bodies, enters into equations of risk.

Studies find that ‘predictable lives’, or people represented by large data sets, receive ‘greater’ care and protection from the healthcare industry than those unaccounted for in available statistics and therefore ‘unpredictable statistical lives’ (Lipsitch/Evans/Cotton-Barratt 2016). Such differentials in care have no ethical basis but seem rooted in economic incentive and historic violence against marginalized populations. Medical science forms the basis of how rights are determined and medical evidence reigns supreme within the legal system. With the high stakes of legibility and predictability impacting healthcare access and outcomes, patients are burdened to produce legible data to improve chances of survival.

In “Black Data”, Shaka McGlotten suggests the current data climate redeploys racist technologies in determinations of both digital recognition and representation as well as allocation of care and information (2016: 263). Technologies that determine access to care are often based upon an archetype that perpetrates the denial of personhood via slavery, pioneering, and other acts of domination. Within healthcare technologies designed for the ongoing ableist colonial project, sick bodies are misrecognized and our experiences are gendered, classed, etc.

Big data is an ambiguous realm where laws and policies tend to play a game of catch up with industry moves such as genetic risk assessments and wearable sensory devices. These so-called advances bear the same bias and threats as earlier technologies but with less regulatory oversight or human comprehension. The first step toward value is devaluation, or in order for one thing to have value, something else must not. In an evidence-based health system sickness is a devaluing condition, producing unproductive bodies and debt. Real world data bears an enormous market potential for extracting monetizable information from sick bodies, if made compliant.

With 500,000+ members and over 35 million data points, PatientsLikeMe (PLM) is one of the largest players in the industry (PatientsLikeMe 2018). The self-described ‘not just for profit’ recently raised \$100 million to “merge genetic, biological and patient-generated data with sequencing and artificial intelligence” (Bartlett 2017). Investor Jun Wang, said, “PatientsLikeMe will be at the core of this ecosystem as we digitize, analyse and share insights and knowledge that can improve lives” (ibid. 2017). PLM ideology requires one quantified identity per user.⁴ Real world data, however, offers messy pluralities within systems of care. Artist and writer Manuel Arturo Abreu notes that as patients use digital technologies to impact that reality,

a medical label becomes a coping mechanism becomes a community becomes a politics becomes a metaphysics. The institutions scramble to keep up. (2016)

This opens up the possibility that if real world data continues to interfere with the system in non-compliant, non-normative ways it could transform values and redirect power. Rather than bigger data sets they could be smaller and divergent.

Real world data studies call reality into question, to consider the frames of perception applied to agents. 'Realness' passes as true within a normative culture. All it requires is to perform for the observer as expected. Practices within trans and drag communities might be useful in thinking through cultural expectations of normalcy and 'passing' for sick bodies. Judith Butler wrote an essay in response to the documentary film "Paris is Burning", which depicts drag, vogue, and 'real' as categories in competitive, queer, black ballroom culture. She builds upon the film's definition of 'passing', which trans communities lifted directly from racializing dialectics where people of color 'pass' as white. Butler describes 'passing' as the embodiment and reiteration of norms, to the extent that they "compel belief" (1993: 129). The ballroom brings awareness to conditions of life only called to the fore when we 'fail' to comply or we are unbelievable.

Sick bodies do not perform properly. In "The Body in Pain", Elaine Scarry talks of injured and vulnerable bodies in relation to objects. She recognizes objects and systems as existing in

a state of 'realness' rather than 'madeness,' until the need for repair calls attention to the fact that they are 'made-real,' and may even remind us that before they were 'made-real' they were 'made-up'. (Scarry 1985: 313)

Malfunctions and repairs which patients make to systems have a power in exposing healthcare as a system that is 'made-real' and can be made otherwise.

Repair as Design Ethic

Design criticism is often speculative and predictive. Methods of risk prevention touted as design innovation are also looking toward the future; solving anticipated problems. Today the amalgamation of health records, AI, and other species we are co-creating threaten to overwhelm the future of bodies and identities. Critical discourse exposing the biases in an algorithm or a healthcare system is an important stage that might be taken further. Instead of the future, repair as a design ethic prioritizes the present: ongoing maintenance, destruction, and mending as labors which continually alter the shape and meaning of the materials we have. Informed by a feminist ethic of care, some technology studies claim

worlds of maintenance and repair and the instances of breakdown that occasion them are not separate or alternative to innovation, but sites for some of its most interesting and consequential operations. (Jackson 2004: 227)

Reading data for realness or truth is, in Eve Kosofsky Sedgwick's terms, paranoid. In "Paranoid vs. Reparative Reading", she observed how often critical discourse during the early AIDS crisis, which sought to expose a conspiracy, fed paranoid fears and produced negative affect (Kosofsky Sedgwick 2003). The act of exposing prejudices doesn't immediately topple their power and so we must

acknowledge how confirming worst fears as truth offers scant support to sick bodies in urgent need of care. Kosofsky Sedgwick asks us to go beyond seeking truth and making predictions. Repair as design ethic digests data for sustenance now.

To take the position of repair calls into question evidence-based value systems and their methods of care – reconfiguring digital space to support pluralities in ways of knowing all kind of vulnerabilities and bodies. In lieu of paranoia, Kosofsky Sedgwick suggests a reparative knowing that reconfigures how we assemble bodies in digital space. Without rejecting predatory online platforms wholesale nor reforming healthcare attempts at patient interfaces, how do sick people and caregivers stay with the *trouble*⁵ and mutate the digital objects at hand?

What we can best learn from such practices are, perhaps, the many ways selves and communities succeed in extracting sustenance from the objects of a culture – even a culture whose avowed desire has often been not to sustain them. (Kosofsky Sedgwick 2003: 150)

Care communities are developing by assembling and reconstituting bits of digital culture that divert meaning and power away from the system's design intention. Suchman critically rethinks "the relations between practices of professional design and the conditions and possibilities of information systems in use" (2006: 278). The study of collective forms of computer use acknowledges design as an ongoing, social process. Not exclusive to professional designers, CSCW recognizes creative 'design-in-use'. Learning from collaborative design-in-use, repair as a design ethic resists normative interaction with material culture. Rather than forcing users into compliance, allowing for repair offers options to resist. In contrast to how I'm distinguishing repair here, participatory design practices employed by corporations seek to implicate users in policy agendas. Collective repair favors a healing "amalgam of powerful part-objects" (Kosofsky Sedgwick 2003: 150). Studying digital objects as they distribute and articulate embodied experiences of sickness offers new ways of knowing that require collective effort. The internet, as one of the primary cognitive assemblages discussed by Katherine Hayles in her work on the materiality of information,

invites ethical inquiries that recognize the importance of technical mediations, adopting systemic and relational perspectives rather than emphasizing individual responsibility (2016: 34).

Mindful designs of repair offer the possibility to reject neoliberal regimes that individuate patients' human capital and saddle patients with debt while leaving corporations and states unaccountable for bodily harms inflicted by their extractive tech practices.

Sick Body Measures + Values

Rate your pain on a scale of 1 to 10? I try to answer, but the correct answer is always 'a-numerical.' Sensation is the enemy of quantification. (Boyer 2015)

Sick people are affect processors who externalize and materialize sensation as well as feelings through digital interfaces. Of the quantifying variety, Open Artificial Pancreas System (OpenAPS) is an open source platform with 340+ members hacking digital tracking devices and making data accessible for people with type 1 diabetes. Type 1 diabetes is an auto immune condition that requires constant monitoring of blood sugar levels and treatment with insulin. Many patients are provided with an implanted sensor to alert them when the numbers are off, and another device is used to instruct their pump to release the right insulin dosage. Patient and designer Dana M. Lewis and a band of DIY pancreas makers have figured out how to access the code from the sensor to communicate to the pump so the whole system is automated: a closed loop organ (Lewis: 2016). Both devices' codes and data are designed to be available only to the manufacturer. Once the patients had access to the codes and data they were able to learn how the devices work and then design a third device that links the two. It's a basic computer made up of parts that cost about \$150 (Fisher-Gunn 2017). The device can fit inside a tic-tac container, a popular storage solution [Fig. 1], but an unlikely vessel for internal organ communications.

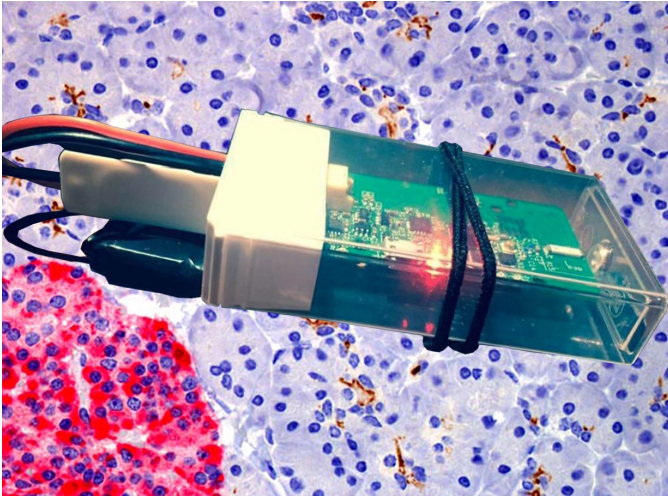


Fig. 1 (Karis Senavitis, 2017)

Although there are various designs, transparency is a common characteristic observed in the group's devices [Fig. 2]. Transparency allows the visible hardware to match the ethic of the visible and readable code the OpenAPS community values. The materiality of information is not obscure or obtuse. OpenAPS runs on open source code and cloud-based software that the group collectively maintains.

OpenAPS was started in 2015 and continues to iterate and grow. Products that can be hacked by patients are seen as a manufacturer's liability (Weiss 2016). But as long as everybody in OpenAPS makes their own pancreas, by only sharing free information, the FDA has no jurisdiction (OpenHumans 2018). In Kosofsky Sedgwick's sense of the reparative, the group is taking and reconfiguring the materials from the dominant industry to offer more sustenance to their community. The artificial pancreas's multiple, ambiguous presentations and constructions, through an unstable constellation of nodes, is non-normative even when it aspires to pass as the dominant cultural model. The OpenAPS pancreas is open to multiple ways of being and knowing a pancreas.



Fig. 2 (Karisa Senavitis, 2017)

For most healthcare consumers, a pieced-together medical device reads as less reliable than mass-produced industrial products. Parts that don't 'match', like Intel chips and tic-tacs, imply a tenuous, temporary connection. Joseph, a person with diabetes unconnected to OpenAPS, wrote,

I have always been happy knowing that my meter is one of the most accurate on the market. I have been uninterested in how the meter determines my glucose level. The output is the event. I accept what my meter tells me. (Cevetello 2007: 64)

Something that looks mass-produced and therefore beyond an individual's capability can earn trust without understanding. But even Joseph admits when he's surprised by a reading: "my first reaction is to doubt the meter rather than myself [...]. I am unwilling to place absolute trust in my meter" (ibid.: 66). His doubt suggests an opening towards trusting OpenAPS. While the object might look kludgy, the code can be read and understood. OpenAPS designers trust in what they have intimate knowledge of in collectively making and constantly maintaining. They demand the value of the object be measured not by

the market but its capacity for repair and reciprocal knowledge sharing. As in 2017, OpenAPS has begun to work with academics via Open Human to see if the FDA might review their open source algorithm. “They would never approve something full of hacks so they will never ever ever approve the whole OpenAPS system”, Lewis told me over skype in 2017, “but could we just get approval on the algorithm or some design element?” Keen to accelerate and validate innovations brought forward by hacker and maker communities, Dana went on to tell me, “for the real world work we’re doing there would have to be a different model and a firewall from the open source community.” If the FDA regulatory process adapted to such a model, it would theoretically make OpenAPS-type technology more widely accessible, without interfering with the makers’ process. However, incorporating the FDA has the potential and unintended consequence of providing new avenues of unpaid research for the healthcare industry’s profit. The academic exercise might inadvertently allow medical industries to circumvent precautionary measures and costs associated with clinical trials or otherwise capitalize on technologies they did not pay to develop. Engagement with the FDA undoes the value created by OpenAPS: a reparative break in the system.

Interfaces of Feeling + Refusal

OpenAPS are addressing the problem of technology – its intelligibility and effectiveness – for lives already dependent on that technology. Because their treatment relies on constant measuring, OpenAPS complies with self-monitoring. The Canaries, with illnesses like Lyme, Crohn’s, Lupus, and Multiple Sclerosis, experience vague and imprecise tracking of symptoms like fatigue, diarrhea, brain lesions, and pain. The autoimmune + chronic care artist group, Canaries, are dependent on regimes of care but have a more fraught relationship with them. They oppose OpenAPS’s assumption that further development of digital tracking is universally desired or beneficial. Rather than addressing a specific technological problem, Canaries are addressing whole systems: political, medical, environmental, etc. Femme and gender-non-conforming, they are bonded by an intellectual and political position. Instead of designing ways to expand what can be grasped and treated by evidence-based medicine their work suggests feeling our way in worlding projects.

Canaries experience illness as a break from reality. Part of their repair work is to reincorporate systems, divided by science and law, back into a greater wholeness. In a skype conversation, founding member Jesse Marie Cohen offered me the insight, that

some of the best medicine that I’ve had is anything or anybody who has helped me integrate marginalized parts of myself. [...] The individual working on wholeness within themselves is kind of a microcosm and the collective is just on another scale working on exactly the same thing and they co-arise.

This radical refusal of boundary ties into theorist Denise Ferreira Da Silva's great question, "Do you want to be somebody for the state or a nobody against it?" (2014). Canaries, in refusing the boundary of body, are taking the whole nobody thing quite literally.

Another founding member of Canaries is the artist Carolyn Lazard and her work, "In Sickness and Study", [Fig. 3] chronicles what she's read while receiving infusions (2016). Each image shows an arm with an IV drip holding up a book cover. In one way it's a parody or critical response to the trend of infusion selfies patients take that promote a drug or treatment they're receiving, but without identifying hers. Lazard plays with the history of data records over time, from books to smartphones. She offers unpaid labor (as content producer) to social media platforms, which may lead to the record's disappearance or misuse by companies. She also offers many kinds of information, including data that's messing with the legibility or monitoring of her movements. Her Instagram check-in locations disorient: a plumber or a public library will be named rather than a clinic. The smart phone used to take the images also ensures that a more accurate record of the event could be located. Despite the scrambling effect of the tags, the photo's time and GPS stamp could be uncovered in the metadata and then fed back into the healthcare regime's version of real world data. But surveillance and exploitation don't preclude the communication of refusal and healing.

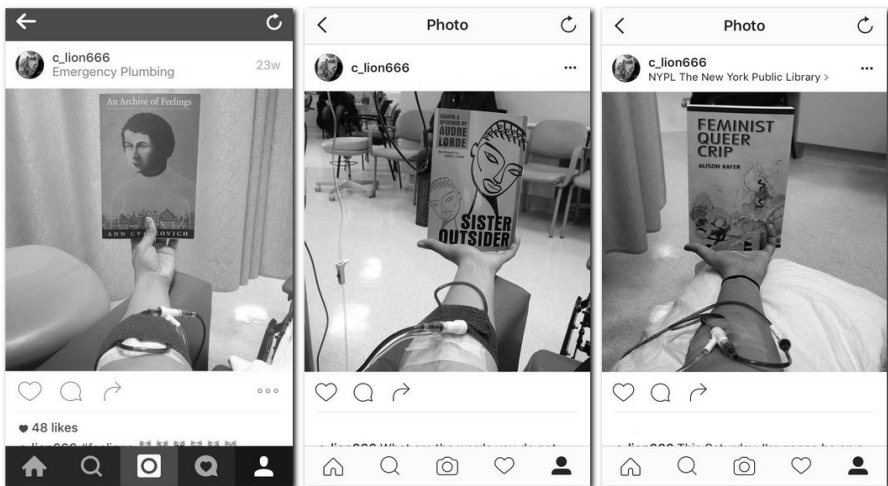


Fig. 3 Photos from Carolyn Lazard's Instagram series "In Sickness and Study," (2015-2016)

The combination of intravenous therapy and printed matter offer a mind/body approach to healing. The books, written by Audre Lorde, Alison Kafer and others (Lazard 2016), address the social and political dimensions of sickness and other forms of marginality. They offer agential space for her experience distinct from the ones provided by the healthcare industry. In a sense, Lazard's time as a patient within the health care system is layered with other evidence that refuses the infusion as the primary treatment taking place. The choice of the

word ‘study’ seems to come from the Harney and Moten approach to black radical study. Their book, “Undercommons”, proposes a fugitive relation to institutions of learning: to be unproductive for the institution, while operating from a place within (Harney/Moten: 2013). Lazard’s system of recording is unproductive for the clinical observer, but a healing library for those who refuse. Lazard’s archive could also be calling for the protections of a librarian who would maintain the provenance and rights to her data with the custodial care attended to zine collections.⁶

Small data groups like Canaries or OpenAPS do not easily fit into medical accounts. Their designs are specific and point to areas where needs and vulnerabilities are heightened. For some communities, tangled, kludgy, illegibility offers an (un)intentional layer of protection or form of refusal. In considering the research done with boundary negotiating artifacts thus far, refusal ought to be added as a stage of boundary negotiating within computer-based collaborative work. Refusal was introduced by Jack Halberstam as to:

refuse that which was first refused to us and in this refusal reshape desire, reorient hope, reimagine possibility and do so separate from the fantasies nestled into rights and respectability (Harney/Moten 2013: 12).

Ruha Benjamin’s medical justice work on ‘biodefectors’ locates refusal within clinical discourse with ‘informed refusal’ as added corollary to ‘informed consent’ (2016:16). Benjamin addresses a need “by those who attempt to resist techno-scientific conscription [and] expose the limits of individual autonomy as one of the bedrocks of bioethics” (2016:1), suggesting that refusal goes beyond individual choice to potential collective forms of conscientious objection. Designs that allow for questioning and disagreement would reduce harm and violent norming by honouring and protecting the embodied experiences that make data real.

Conclusion

Responsibility – the ability to respond to the other – cannot be restricted to human-human encounters when the very boundaries and constitution of the ‘human’ are continually being reconfigured. (Barad 2007: 392)

The case studies were offered to investigate the digital boundaries and tools of collective care groups. I am learning that even when the intended focus is to investigate digital boundaries/tools, many still feel the need to first interrogate the illness, its causes, definitions, etc. Oftentimes questioning the legitimacy of sickness and people’s ways of coping with chronic conditions is perpetuating violence against people already socially deemed hysterical, unproductive, malfunctioning, disposable, and a burden. I am connected to these groups, but I am not a spokesperson. I am responsible for how I have presented and interpreted their work. With their flaws, these groups are making each other’s lives more livable. In the process they complicate my paths of institutional criticisms.

OpenAPS offers a tech-positive stance on medical surveillance technologies in contrast to Canaries' general distrust of tech-solutionism. Both present alternate values for knowledge production that reroute and redistribute data. In their small specificity they make a case for the need for diverging paths of medical information rather than ever bigger, universal data systems. The variety of collective care groups demand an equal variety of careful responses.

Participatory design spaces often poach patient data for industry initiatives (Lowe et al. 2016). This is enabled by "a lack of means to address privacy concerns that change across the evolving collaboration context" (Chung et al. 2016: 771). Under the Health Insurance Portability and Accountability Act (HIPAA) guidelines, "self-tracking data should only be accessed by the individual or their provider", (ibid: 779) but once data is brought into clinical and other realms rules are blurred. The FDA states that they won't regulate mobile apps being used like medical devices but researchers say, "more clarity is needed around self-tracked data transfer and storage" (ibid: 779). While the FDA is working toward incorporating real world data into their processes⁷ (increasing the medical regime's drive for patients to share more and more), new kinds of protections for privacy, confidentiality, and function creep will follow. The way sick bodies share online only amplify and complicate the stakes of system bias and neoliberal trends of individuated and precarious work. There are opposing motives for (non)disclosing data and future repercussions are unknown.

Patients processing and sacrificing their data need a variety of protections. Librarians –guardians of critical, contextual approaches to information – can provide boundaries required for real world data by drawing sharp distinctions between raw data and knowledge gleaned. Their expertise could inform "the highest levels of design to ensure that preservation standards are reflected in the structure of metadata" (Mattern 2016). As GIS Methodologist Leah Meisterlin puts it, "data tells the story of how it's collected" (2016). And data protection does not begin with its processing but already during data generation and collection. By taking care, we might still design research methods that reduce harm and burden for sick bodies, and offer value generation and remuneration for their labor. Sharing embodied experiences through digital tools offers knowledge and healing which reimagine ways of being together in the world.

As I continue to grapple with boundary objects, I chose not to reproduce the infusion selfie described in the introduction. Inclusion here would strip the image of its context and community. The benefit to me would exceed the benefit to the subject. So I, as a researcher, self-impose limits to accessing digital artifacts to put to practice theories that value and honor vulnerabilities. Suchman describes people and machines as contingently stabilized through particular arrangements "whose reiteration and/or reconfiguration is the cultural and political project of design in which we are all continuously implicated" (2006: 285). Critical feminist materialism can inform our approach to designs by and for groups of sick people: sensitive to moments of agency when bodies encounter systems. This perspective will allow us to recognize areas online where interfacing improperly redirects power.

Correspondence address/Korrespondenzadresse

karisa@willworkforgood.org

Remarks

- 1 'De-identifying data' is part of the HIP-PA privacy rules establishing national standards to protect individual medical information <https://www.hhs.gov/hipaa/for-professionals/privacy/special-topics/de-identification/index.html>.
- 2 Taraneh Fazeli wrote, "find agency in dependency and further complicate the polarities that suggest individualism or independence must be counter to reliance on others" (2016).
- 3 Angie Kafer in her disabilities studies criticism of Haraway's cyborg recognizes "the potential to interact unfaithfully with the medical system" (2013).
- 4 Manuel Arturo Abreu wrote, "our digital footprint must align with the state's identification system in the wake of the Real ID Act of 2005 and the FBI's Activity-Based Intelligence paradigm, launched in 2010" (2016).
- 5 Donna Haraway uses the term of trouble calling us to complicate and elaborate paradox in order to support world-making projects.
- 6 The code of ethics used by zine librarians strives to balance availability of content with the safety of its creators/culture. Crucially, the code includes a right of refusal for zinesters (Robertson 2016).
- 7 The top programmatic priority of FDA Commissioner Robert Califf is leveraging real world evidence to inform FDA decision making (Brennan 2016).

References

- Ahmed, Sara (2014): Selfcare as Warfare. <<https://feministkilljoys.com/2014/08/25/selfcare-as-warfare/>> (accessed 25 August 2014).
- Abreu, Manuel Arturo (2016): Transtrender: A Meditation on Gender as a Racial Construct. <<https://web.archive.org/web/20160628122656/http://blog.newhive.com/transtrender-a-meditation-on-gender-as-a-racial-construct/>> (accessed 19 February 2018).
- Barad, Karen (2007): Meeting the Universe Halfway: Quantum Physics and the Entanglement of Matter and Meaning. Durham, NC: Duke University Press. <https://doi.org/10.1215/9780822388128>.
- Bartlett, Jessica (2017): Cambridge patient network PatientsLikeMe receives \$100 M. In: Boston Business Journal, 5.01.2017.
- Benjamin, Ruha (2016): Informed Refusal: Toward a Justice-based Bioethics. In: Science, Technology, & Human Values 41, 6, pp. 967-990. <https://doi.org/10.1177/0162243916656059>.
- Boyer, Anne (2015): Data's Work Is Never Done. In: Guernica, March 13. <<https://www.guernicamag.com/anne-boyer-datas-work-is-never-done/>> (accessed 19 February 2018).
- Brennan, Zachary (2016): New Report Calls on FDA to Clarify Use of Real-World Evidence. <<https://www.raps.org/news-articles/news-articles/2016/6/new-report-calls-on-fda-to-clarify-use-of-real-world-evidence>> (accessed 19 February 2018).

- Brouillette, Monique (2017): Deep Learning Is a Black Box, but Health Care Won't Mind. <<https://www.technologyreview.com/s/604271/deep-learning-is-a-black-box-but-health-care-wont-mind/>> (accessed 27 April 2017).
- Butler, Judith (1993): *Bodies that Matter: on the discursive limits of "sex"*. New York: Routledge.
- Cevetello, Joseph (2007): The Elite Glucometer. In: Turkle, S. (ed.): *Evocative Objects, Things We Think With*. Cambridge: MIT Press.
- Chung, Chia-Fang/Dew, Kristin/Cole, Allison/Zia, Jasmine/Fogarty, James/Kientz, Julie A./Munson, Sean A. (2016): Boundary Negotiating Artifacts In Personal Informatics: Patient-Provider Collaboration with Patient-Generated Data. In: *Proceedings of the CSCW'16*, pp. 770-786. <https://doi.org/10.1145/2818048.2819926>.
- Cowan, T.L./Rault, Jasmine (2014): The Labour of Being Studied in a Free Love Economy. In: *Ephemera, Theory and Politics in Organization* 14, 3, pp. 471-488.
- Fazeli, Taraneh (2016): Notes for 'Sick Time, Sleep Time, Crip Time: Against Capitalism's Temporal Bullying' in conversation with the Canaries. Essay on Temporary Art Review May 26th. <<http://temporaryartreview.com/notes-for-sick-time-sleepy-time-crip-time-against-capitalisms-temporal-bullying-in-conversation-with-the-canaries/>> (accessed 26 May 2016).
- Ferreira Da Silva, Denise (2014): Episode 6: Make A Way Out of No Way. <<http://arika.org.uk/archive/items/episode-6-make-way-out-no-way>> (accessed 19 February 2018).
- Fisher-Gunn, Stacy (2017): Building An Artificial Pancreas: An Interview With Dana Lewis. <<https://www.livingupp.com/building-an-artificial-pancreas-with-dana-lewis>> (accessed 11 January 2017).
- Foucault, Michel (1963): *The Birth of the Clinic: An Archaeology of Medical Perception*. Paris: Presses Universitaires de France. <https://doi.org/10.4324/9780203406373>.
- Foucault, Michel (1969): *The Archaeology of Knowledge*. Paris: Éditions Gallimard.
- Gold, Matthew K./Klein, Lauren (2016): Capacity Through Care. <<http://nowviskie.org/2016/capacity-through-care/>> (accessed 20 February 2016).
- Haraway, Donna (2004): The Promises of Monsters: A Regenerative Politics for Inappropriate/d Others. In: *The Haraway Reader*. New York: Routledge, pp. 63-124.
- Harney, Stefano/Moten, Fred (2013): *The Undercommons: Fugitive Planning and Black Study*. New York: Wivenhoe.
- Hayles, Katherine H. (2016): Cognitive Assemblages: Technical Agency and Human Interactions. In: *Critical Inquiry* 43, 1, pp. 32-55. <https://doi.org/10.1086/688293>.
- Hemphill, Essex (1995): On the Shores of Cyberspace, Black Nations/Queer Nations? Conference 1995. <<http://www.tionam.com/affixingceremony#1>> (accessed 19 December 2016).
- Jackson, Steven (2004): Rethinking Repair. In: Gillespie, T./Boczkowski, P./Foot, K. (eds.): *Media Technologies: Essays on Communication, Materiality and Society*. Cambridge, Mass: MIT Press, pp. 221-239.
- Kafer, Alison (2013): *Feminist, Queer, Crip*. Bloomington: Indiana University Press.
- Kosofsky Segwick, Eve (2003): *Touching Feeling: Affect, Pedagogy, Performativity*. Durham: Duke University Press.
- Lazard, Carolyn (2016): In Sickness and Study. <<http://www.carolynlazard.com/in-sickness-and-study>> (accessed 12 May 2017).
- Lee, Charlotte P. (2007): Boundary Negotiating Artifacts: unbinding the Routine of Boundary Objects and Embracing

- Chaos in Collaborative Work. In: Computer Supported Cooperative Work, 16, 3, pp. 307-339. <https://doi.org/10.1007/s10606-007-9044-5>.
- Lewis, Dana S. (2016): "How I designed a 'DIY' closed loop artificial pancreas" <<https://diyys.org/2016/05/12/how-i-designed-a-diy-closed-loop-artificial-pancreas/>> 12 May 2016 (accessed 12 May 2017).
- Lipsitch, Marc/Evans, Nicholas G./Cotton-Barratt, Owen (2016): Underprotection of Unpredictable Statistical Lives Compared to Predictable Ones. In: Risk Analysis 37, 5, pp. 893-904. <https://doi.org/10.1111/risa.12658>.
- Lowe, Maria M./Blaser, David A./Cone, Lisa/Arcona, Steve/Ko, John/Sasane, Rahul/Wicks, Paul (2016): Increasing Patient Involvement in Drug Development. In: Value In Health 19, 6, pp. 869-878. <https://doi.org/10.1016/j.jval.2016.04.009>.
- Mattern, Shannon (2016): Public In/Formation. In: Places Journal, November 2016. <https://doi.org/10.22269/161115>.
- McGlotten, Shaka (2016): Black Data. In: Johnson, E.P. (ed.): No Tea, No Shade: New Writings in Black Queer Studies. Durham: Duke University Press, pp. 262-286. <https://doi.org/10.1215/9780822373711-014>.
- Meisterlin, Leah (2016): SVA D-Crit Lecture, 6 December 2016 (unpublished).
- OpenHumans (2018): Open Humans Explore, analyze, and donate your data – doing research together! Available at: <<https://www.openhumans.org>> (accessed 19 February 2018).
- PatientsLikeMe (2018), available at: <<https://www.patientslikeme.com>> (accessed 19 February 2018).
- Robertson, Tara T. (2016): Digitization: just because you can, doesn't mean you should. <<https://tararobertson.ca/2016/oob>> (accessed 16 March 2016).
- Scarry, Elaine (1985): The Body In Pain. Oxford: Oxford University Press.
- Suchman, Lucy (2006): Human-Machine Reconfigurations: Plans and Situated Actions. Cambridge: Cambridge University Press. <https://doi.org/10.1017/CBO9780511808418>.
- Weiss, Elizabeth (2016): Johnson & Johnson warns of insulin pump hack risk. In: USA Today, October 4th. <<https://www.usatoday.com/story/tech/news/2016/10/04/johnson-johnson-warns-insulin-pump-hack-risk-animas/91542522/>> (accessed 19 February 2018).

Interview

Die ethische Haltung bedeutet für mich hören und antworten

Interview mit Hartmut Rosa von Joris A. Gregor

Joris A. Gregor: *Ich möchte dich zu Beginn bitten, dein Resonanzkonzept einmal zu erläutern. Welche Resonanzen oder Dissonanzen gibt es bezüglich dem, was wir Critical Feminist Materialisms genannt haben? Auch in Anbetracht dessen, dass dein Konzept durchaus als New Materialism verhandelt wird.*

Hartmut Rosa: Ich glaube tatsächlich, dass es viele Berührungspunkte mit den New Materialisms hat, nämlich in zweierlei Hinsicht. Erstens geht es beiden Theorieansätzen um die Analyse einer bestimmten Form der Beziehung und des In-Beziehung-Tretens und zweitens spielen Materialitäten eine zentrale Rolle, auch für das Resonanzkonzept. Resonanz ist erst einmal eine Metapher, die Imagination freisetzt, deshalb stößt schon der lose Begriff vielerorts auf Interesse. Als Metapher ist Resonanz allerdings problematisch, dann ist sie nämlich nicht besonders hilfreich. Es gibt, glaube ich, zwei große Fehlinterpretationen. Die eine ist zu denken, Resonanz sei einfach reine Harmonie, Wohlklang, Einklang, Wohlfühlen oder so etwas. Die andere ist zu denken, jede Art von Wechselwirkung oder von Interaktion sei Resonanz, auch eine, die nach dem Motto ‚ich hau dir eine, du haust mir eine‘ verläuft. Dagegen versuche ich mein Resonanzkonzept abzugrenzen, indem ich sage, dass Resonanz eine ganz besondere Form der Beziehung ist, die *vier Grundelemente* aufweist:

Das erste ist das Moment der *Affizierung*: Ein Subjekt, aber es kann auch eine andere Entität sein, wird affiziert, wird berührt, es gibt eine Berührung, die auch eine Wirkung auslöst. Wenn wir es mit menschlichen Subjekten zu tun haben, hat es die Form eines Berührt- oder Ergriffen- oder Bewegt-Werdens. Dieses Berührt- und Bewegt-Werden geschieht nicht in einem rein kausalistischen oder instrumentalistischen Sinne. Das ist eine Ähnlichkeit zu den New Materialisms: Es geht nicht um instrumentelle oder kausale Wechselwirkungen, oder jedenfalls nicht nur.

Resonanz ereignet sich, wenn die Berührung oder Bewegung nicht einfach kausaler Wechselwirkungsart ist: Dann löst sie eine *Antwort* des berührten oder bewegten Objekts aus. Die Antwort kann häufig eine leibliche Antwort sein, ein auch äußeres Anzeichen, z.B. ein Aufleuchten der Augen, ein Schauer, der einer oder einem über den Rücken läuft, ein schnellerer Herzschlag, eine Veränderung des Hautwiderstandes oder des Blutdrucks oder auch der Sitzhaltung. Diese Antwort ist aber nicht einfach eine passive Reaktion, sondern eine *eigentätige Antwort*: Auf den Affekt erfolgt eine Emotion – von ‚emovere‘, nach außen bewegen –, wodurch sich der zweiten Seite so etwas wie eine *Wirksam-*

keit zuschreiben lässt; das ist das zweite Moment. Wenn es Subjekte sind, die affiziert werden, erfahren sie diese Antwort eben als Selbstwirksamkeit: Ich erreiche auch die andere Seite, ich habe einen Einfluss darauf.

Das dritte Moment ist die *Transformation* oder *Verwandlung* beider Seiten. Wer Resonanz erfährt, verändert sich, bleibt nicht der- oder dieselbe. Wenn ich z.B. von einer Idee, einem Menschen, einer Landschaft, einer Melodie berührt werde, dann verändert mich das in einer gewissen Weise. Ich nenne das deshalb auch Prozess der Anverwandlung, weil beide Seiten aufeinander antworten und sich in gewisser Weise zu eigen machen, aber eben nicht so, dass sie etwas nostrifizieren oder einverleiben. Auch das Bild oder die Landschaft, wie sie mir gegenüber treten, verändern sich in dem Prozess.

Besonders wichtig ist mir in diesem Prozess das vierte Moment, die *Unvorhersagbarkeit* oder *Unverfügbarkeit* von Resonanz. Das bedeutet, kurz gesagt, man kann Resonanz nicht instrumentell oder rein intentional herstellen, und man weiß nicht, was herauskommt in diesem Anverwandlungsprozess.

Resonanzbeziehungen, wie ich sie verstehe, können sich darüber hinaus nur in einem entgegenkommenden Resonanzraum ereignen. Es gibt eine Reihe von Voraussetzungen, die für Resonanzbeziehungen notwendig sind. Das kann man an physischen Resonanzen deutlich machen: Zwei Klangkörper kommen nur in einem bestimmten Medium miteinander in Resonanz. Für menschliche Subjekte bedeutet das, dass es bestimmte psychische, physische, soziale, räumliche, zeitliche Bedingungen gibt. Ich unterscheide zudem *drei Resonanzachsen*: Horizontale, die die Resonanzen zwischen Subjekten bezeichnen, also intersubjektive Achsen. Vertikale Achsen bilden die Verbundenheit mit einer letzten Realität, die man als *die Natur, das Leben, die Geschichte, die Welt, das Universum* bezeichnen oder erfahren kann. Es geht um ein Letztmoment, das man mit Karl Jaspers vielleicht *das Umgreifende* nennen kann. Die diagonale Dimension der Resonanzbeziehung ist die mit Objekten, mit Artefakten, mit Materialitäten aller Art. Das ist mir ganz wichtig zu sagen: dass Resonanz sich eben nicht nur zwischen menschlichen Subjekten ereignet.

JG: *Bei der vertikalen Achse, könnte ein Letztmoment auch so etwas wie Gott, Allah sein?*

HR: Klar. Also ich glaube nicht, dass das Resonanzkonzept die Existenz Gottes oder Allahs oder sonst etwas voraussetzt, sondern umgekehrt, dass es erklärt, wie es zu dieser Vorstellung kommt. Das ist eine Idee, die schon William James (z.B. 1997) hatte. Zur Frage, ob es so etwas wie eine religiöse Musikalität gibt oder eine religiöse Grundhaltung, sagt er, dass es um die letzte Stellungnahme zum ‚Universum‘ gehe. Also da ist erst einmal noch keine metaphysische Entität gedacht, aber ich würde mit William James sagen: Wenn wir von einer Art Antwortbeziehung, einer Resonanz der Verbundenheit ausgehen, dann liegt die Idee nahe, hinter der Erscheinung eine göttliche Entität, also einen Gott, der mit uns in Resonanz tritt, zu denken. Die Bibel z.B. ist wirklich ein einziges Dokument des Sehns, Rufens, Schreiens, Flehens, Flüsterns nach einer Antwort, nach einem, der uns hört, sieht, der uns den Atem des Lebens einhaucht. Sie gibt

dann auch genau dieses Resonanzversprechen: Auch wenn wir es nicht fühlen und nicht sehen und nicht spüren, ist da eine Antwort. Und das ist, glaube ich, die Wirkmächtigkeit der Religion, weil sie über Praktiken verfügt, die uns quasi erfahren lassen, dass wir mit der letzten Realität in Resonanzbeziehung stehen.

Das wirft natürlich wahnsinnig schwierige Fragen auf, wie z.B.: Muss es dann diesen Gott geben oder nicht geben? Und das ist eine interessante Frage, weil sie direkt auch Karen Barads Überlegungen (z.B. 1996) berührt. Die Frage ist dann: Ist Resonanz rein psychisch, also ist es nur ein ‚Ich projiziere es halt in die Welt‘ oder hat sie ontologischen Status, also ereignet sie sich wirklich *zwischen* mir und der Welt, und nicht nur *in mir*? Bei dem Aspekt würde ich Karen Barad zustimmen, nämlich, dass sich ontologische, epistemologische und ethische Fragen nicht mehr so leicht voneinander unterscheiden lassen, weil es um eine bestimmte Haltung zur Welt geht. Kognition und Ontologie sind in dem Punkt verschränkt. Trotzdem setzt das Resonanzkonzept keinen Gott voraus.

JG: *Du wirst ja in einer Linie mit der kritischen Theorie genannt, und so ver-
stehst du dich ja auch selbst. Sich so zu verorten, ist ja auch mit einem gewissen
gesellschaftskritischen Anspruch an die eigene Theoriebildung verbunden. Wo,
würdest du sagen, liegt das politische Potential deines Resonanzkonzepts?*

HR: Ich sehe zunächst einmal eine gewisse Parallele zu den *Critical Feminist Materialisms* nämlich die, dass es um die Existenzform und die Existenzweise als Ganzes geht. Es geht nicht nur um die politischen Oberflächen und schon gar nicht um einen *regime change* oder so etwas. Vielleicht würde es noch nicht einmal reichen, wenn wir alles Eigentum vergenossenschaftlichen. Denn es geht um die – deshalb habe ich es „Soziologie der Weltbeziehung“ genannt – Lebensform, Existenzweise oder Weltbeziehungen als Ganzes. Ich glaube übrigens, dass ich das durchaus teile mit der älteren kritischen Theorie, bei Adorno z.B. und bei Marcuse und selbst bei Fromm finden wir genau diese Idee. Es geht um das In-der-Welt-Sein als solches, und das ist, glaube ich, noch eine Stelle, wo ich interessante Berührungspunkte zu den *Critical Feminist Materialisms* sehe, insbesondere zu Barad, denn es geht mir um eine relationale – nennen wir es mal – Ontologie. Das meint, die Relation kommt zuerst. Es stellt sich die Frage, mit welcher Art von Beziehung wir es zu tun haben. Erst wenn wir das wissen, können wir sagen, was als Subjekt oder Objekt, was als Welt und menschliche Akteur_innen daraus hervortritt. Mir geht es darum, auf diese Weise Weltbeziehungen neu zu denken und zu einer neuen Subjekt- und Weltstruktur zu kommen. Also ich sehe da wirklich ein kritisches Potential für die Veränderung der Weltbeziehungen insgesamt. Das berührt eben nicht nur politische Dimensionen, sondern auch ontologische, epistemologische und ethische. Und wenn du die Natur dessen, was ist, änderst, ist das, glaube ich, politisch weit radikaler, als wenn du die bestehenden Akteur_innen, ihre Interessen und Bedürfnisse und die Materialitäten einfach als gegeben annimmst. Oder anders: Der unmittelbare politische Aspekt liegt in meiner These, dass moderne kapitalistische und patriarchal verfasste Gesellschaften sich nur durch Steigerung

reproduzieren können und deshalb permanenten Wachstums-, Beschleunigungs- und Innovationsdruck und -zwang hervorrufen, um das Bestehende zu erhalten. Diese Zwänge erfordern eine Grundhaltung zur Welt, die resonanzfeindlich ist, weil sie auf stetiger, verdinglichender, instrumenteller Optimierung und Effizienzsteigerung beruht. Genau diese Unterscheidung in der Form der Weltbeziehung, nämlich zwischen Resonanzbeziehungen und verdinglichenden, stummen Weltbeziehungen, ist eine Unterscheidung, die in unserem kulturellen Kontext mit dem Gegensatz von männlich und weiblich konnotiert ist. ‚Das Männliche‘ wird grundsätzlich als die verdinglichende und eigentlich sogar die resonanztaube Welthaltung konzipiert: Männer weinen nicht, Männer sind durch kalten, analytischen Verstand gekennzeichnet, Männer sind wachstums- und steigerungsorientiert, in unserem kulturellen Vokabular; wohingegen ‚das Weibliche‘ als das Resonante gedacht wird, also das Empathische, das Mitfühlende, das Sorgende, das auf sich selbst und auf andere gleichermaßen hört und so weiter. Zudem kommt es in unserer Kultur nicht nur zu dieser Spaltung, sondern auch noch zu einer Hierarchisierung: Das, was wir ‚das Männliche‘ nennen und die ‚männliche‘ Welthaltung, ist die Dominante – und ich glaube, die hat uns jede Menge Ärger eingebracht.

JG: *Wo genau ist das politische Potential? Also wo genau würdest Du das Politische in deinem Ansatz verorten?*

HR: Naja, es gibt, glaube ich, verschiedene Aspekte des Politischen. Das eine ist, dass eine Demokratie, wenn sie den Namen verdient – man könnte übrigens auch sagen: dass politisches Handeln im Sinne von Hannah Arendt (z.B. 1994) nur dann möglich ist, wenn Politik und Demokratie als Resonanzgeschehen und als Resonanzsphären gedacht werden, die es zulassen, dass Bürger_innen sich wechselseitig berühren und verwandeln. Also eigentlich lautet meine neue Formulierung dafür: Wenn Demokratie das Versprechen ist, dass sie jeder_m eine Stimme gibt, die sie_er hörbar machen und einbringen kann, dann setzt das auch voraus, dass jede_r Ohren hat, die sich davon erreichen lassen, sodass dieses Spiel von Hören und Antworten in Gang kommt. Damit kann man ganz unmittelbar politisches Geschehen kritisieren. Denn es gibt eine Reihe von Geschehen, von Parlamentsdebatten über Talkshows bis zu den Auseinandersetzungen auf den Straßen, die darauf abheben, nicht zu hören und zu antworten, sondern niederzubrüllen und zu verlachen. Sich womöglich berühren lassen von den Argumenten des Anderen, geschweige denn, die Position zu ändern, das widerspricht einfach der gegenwärtigen Logik von Parlamentsdebatten und auch der Logik von Talkshows. Da geht es darum, den Anderen bloßzustellen, auszustecken, zu übertrumpfen und nicht sich berühren und verwandeln zu lassen, und das setzt sich auch auf der Straße fort.

Ich habe versucht auszuformulieren, was resonanzsensibles In-der-Welt-Sein im praktischen Handeln bedeuten würde und bin auf eine erstaunliche Summe an Beispielen gekommen. Es gibt eine Reihe an dominanten Praxisformen, die dispositional in eine stumme oder instrumentale Welthaltung oder Weltbeziehung münden. Die Idee eines resonanten In-der-Welt-Seins legt beispielsweise

pazifistische Verhaltensweisen nahe. Das ist tatsächlich meine tiefste Überzeugung. Und wenn ich alle meine Grundprinzipien aufgebe, *dieses* nicht. So etwas wie die Todesstrafe oder Bombenabwürfe kann es nicht geben, wenn man wirklich resonanzsensibel verfährt. Solche Haltungen, zu glauben, man müsste jetzt jemanden töten, gehen mit einer enormen Form oder Gewalt von dispositionaler Schließung einher. Das gilt übrigens auch für die aktuelle ‚Flüchtlingsfrage‘. Man kann diese Schließung, Verhärtung unmittelbar körperlich beobachten. Wenn einer etwa sagt ‚wir müssen die Geflüchteten draußen halten‘, dann sieht man an der Mimik, an der Gestik und hört sogar an der Stimme, wie das mit einem Moment der Schließung einhergeht: ‚Von dem oder von denen will ich mich nicht affizieren lassen‘. Auch die Art und Weise, wie wir massenindustriell mit Tieren umgehen, setzt eine solche Schließung voraus. Nicht nur Massentierhaltung ist inakzeptabel, sondern auch Tierversuche halte ich für ein ganz wichtiges Merkmal einer resonanzfeindlichen, stummen Welthaltung.

Das Resonanzkriterium liefert uns auf diese Weise einen Kompass für die politische Analyse und Diagnose der unterschiedlichsten Praxisfelder. Die Logik des Wettbewerbs etwa halte ich für grundsätzlich resonanzfeindlich. Man kann mit Menschen in einer bestimmten Situation nur konkurrieren *oder* resonieren. Ich will deswegen entgegen dem gegenwärtigen Mantra ‚wir brauchen mehr Wettbewerb‘ sagen, dass man Wettbewerb auf fast allen Ebenen zurückfahren muss. Das wiederum hätte erstens Konsequenzen für das Bildungsgeschehen. Meinem Verständnis nach geht es bei Bildung eben nicht darum, Kompetenzen einzutrichtern oder Menschen fähig zu machen, stumme Weltbeziehungen zu entwickeln. Stattdessen rekonzeptualisiere ich Bildung als die Fähigkeit zur Weltanverwandlung. Zweitens legt die Pazifizierung des Wettbewerbs – und damit die Pazifizierung der Existenz, wie sie schon Marcuse vorschwebte – die Einführung eines bedingungslosen Grundeinkommens nahe. Wir sind in modernen Gesellschaften nämlich gar nicht von Gier getrieben, wie selbst Anhänger des Kapitalismus vermuten, sondern von der Angst, völlig abzurutschen ins Bodenlose – denn ich glaube, dass das, was heute als Hartz IV oder soziale Absicherung bezeichnet wird, eigentlich dem sozialen Tod gleichkommt: Man kriegt nur Almosen, aber man hat keinen legitimen Platz in der Gesellschaft und verliert deshalb die Möglichkeit eines resonanten In-der-Welt-Seins. Deshalb ist das bedingungslose Grundeinkommen ein hervorragender Hebel zur gesellschaftlichen Transformation unseres In-der-Welt-Seins.

Die Resonanztheorie hat also Konsequenzen für die Bildungspolitik, die Flüchtlingspolitik, die Außenpolitik, das finanzielle Versorgungssystem, eigentlich alle Politikbereiche. Resonanz *ist* eine politische Idee!

JG: *Also würdest du sagen, das Politische des Resonanzkonzepts, um das ganze mal zusammen zu binden, wäre vielleicht so etwas wie neue Arten des Zusammenlebens zu etablieren. Wenn ich jetzt versuche, morgen mal dem zu folgen, was du da in deinem Buch (Rosa 2016) schreibst, wäre das dann politisch für dich? Wenn ich meine Beziehung zur Welt quasi im Vollzug versuche zu ändern?*

HR: Ich glaube nicht. Es würde mir auf jeden Fall nicht reichen, weil mir Ansätze suspekt sind, die die ganze Last den Individuen oder den Subjekten aufbürden, als ob wir eben einfach nur richtig handeln müssten oder einfach bei uns selbst anfangen müssten. Die Resonanztheorie geht immer davon aus und betont es auch, dass es sich um eine zweiseitige Beziehung handelt, und dass man in den falschen institutionellen Verhältnissen eigentlich kaum resonant handeln kann. Letztendlich kann man es, glaube ich, oft gar nicht, weil man in Kontexte gezwungen ist, die ein stummes Funktionieren verlangen. Deshalb glaube ich, dass man sich überfordern würde und wahrscheinlich auch nicht weit käme, wenn man sozusagen eine ausschließliche Resonanzorientierung an den Tag legt. Ganz abgesehen davon, dass in manchen Kontexten stumme Weltbeziehungen auch wichtig und erforderlich sind. Z.B. in manchen wissenschaftlichen Feldern oder bei chirurgischen Eingriffen, das ist mein liebstes Beispiel: Wenn die Chirurgin das Messer ansetzt, darf sie meinen Schmerz und die Verletzung nicht mitfühlen. Die Fähigkeit, Resonanzen zu unterbinden und ein kaltes, stummes, analytisch scharfes und instrumentelles Verhältnis zur Welt einzunehmen, ist eine unverzichtbare Kulturleistung. Sie darf nur nicht die Weltbeziehung als Ganzes dominieren.

Aber es ist mir ganz wichtig zu sagen: Politisches Handeln ist *Zusammenhandeln*. Es ist das gemeinsame Erzeugen einer Welt. Da finde ich Hannah Arendts Konzeption ziemlich gut: Wir haben eigentlich gar keine Welt, wenn wir sie nicht gemeinsam erzeugen – und erträumen – in Resonanz- und Austauschbeziehungen. Deshalb würde ich eigentlich individuelles Handeln nicht als politisches Handeln bezeichnen. Aber ich denke, dass in dieser Idee, die Alltagspraktiken resonanzsensibel zu gestalten, politisches Potential liegt. Also meine These lautet eigentlich: Wenn du dispositionally resonanzsensibel bist, dann ist es dir nicht mehr egal, wer dein T-Shirt produziert hat oder wie das Essen auf deinen Tisch kommt. Bei der Aussage ‚ja, ist mir jetzt egal, ich bin im Stress‘, merkt man richtig, wie das physisch mit Schließungen und Resonanzunterbrechungen zusammenhängt.

JG: *A propos physisch: Ich würde gerne noch mal auf die Materialität zurückkommen. Denn mit Materialität umzugehen, ist für bestimmte Critical Feminist Materialisms ja auch total entscheidend. Das, was du bisher an Materialität hast durchblicken lassen, was sehr direkt mit dem Resonanzkonzept einhergeht, ist ganz viel das leibliche Erleben in der körperlichen Materialität. Welche Arten von Materialität spielen außerdem eine Rolle in deinem Resonanzkonzept?*

HR: Also tatsächlich glaube ich, dass dieser Aspekt noch unterentwickelt ist. Es wäre hochinteressant, ihn einmal richtig auszubuchstabieren. An erster Stelle stehen die eigene Leiblichkeit und Körperlichkeit, von der ich glaube – das ist jetzt allerdings keine sonderlich originelle Ansicht –, dass sie tatsächlich in der Soziologie und in der Philosophie bis hin zur Kritischen Theorie total unterschätzt wurde. Ich kann der kommunikationstheoretischen Wende der Kritischen Theorie viel abgewinnen und ich finde, man sollte die Erkenntnisse, die auf diese Weise bei Habermas oder Honneth gewonnen wurden, nicht vernach-

lässigen oder vergessen, aber da fehlt ziemlich viel, was Zwischenleiblichkeit angeht. Mittlerweile weiß man ja auch aus allen möglichen Untersuchungen, dass Zwischenleiblichkeit eine große Rolle in der *Kommunikation* spielt. Aber auch das Verhältnis des Subjekts zur *eigenen* Materialität kann man sehr gut als Resonanzverhältnis denken, weil auch da dieses Moment der Unverfügbarkeit ins Spiel kommt. Bei leiblichen Regungen, also bei allem, was z.B. Gesundheit, Krankheit oder auch das Begehren angeht, haben wir immer ein Moment der Unverfügbarkeit. Da ist etwas in mir, das kann ich nicht völlig kontrollieren, aber es ist auch nicht völlig außer mir, also auch nicht unabhängig von mir, sondern ich stehe damit definitiv in einer Resonanzbeziehung. Und ich glaube tatsächlich, gelingendes Leben besteht gerade darin, eine Art von Resonanzbeziehung zu sich selber zu entwickeln, die eben nicht auf eine Abrichtung oder Zurichtung hinzielt, sondern ein resonanzsensibles Aufeinander-Hören und Aufeinander-Reagieren realisiert, was dann immer auch eine wechselseitige Transformation ermöglicht.

Aber um noch auf die Frage einzugehen, was die Materialitäten auf der anderen Seite sind: Was mich stark fasziniert hat, ist die Materialität der Welt, die wir bearbeiten. Also solche Arbeitsprozesse wie sie Marx in seinen frühen Schriften, z.B. den „Pariser Manuskripten“ (Marx 1968 [1844]) beschreibt. Bei Simmel findet sich das ganz ähnlich dargelegt und mit Varianten auch bei Hannah Arendt. Menschliche Subjekte formen sich demnach immer, indem sie sich an widerständiger äußerer Materialität abarbeiten. Ich glaube, man kann menschliches In-der-Welt-Sein gar nicht anders denken als eine Auseinandersetzung mit einer widerständigen Materialität, die wir nie vollständig in den Griff kriegen werden. Da sieht man dieses Unverfügbare, durch das wir affiziert werden. Sie geht uns etwas an, sie berührt uns auf vielfältige Weise, sie affiziert uns ästhetisch, leiblich, in allen möglichen Weisen, aber auch, weil wir sie z.B. durch uns hindurch prozessieren und wieder ausscheiden. Wir sind durch und durch in permanenten leiblichen und stofflichen Wechselbeziehungen mit Materie. Und der Arbeitsprozess hat definitiv alle vier Momente der Resonanz. Deshalb finde ich Marx' Entfremungsdiagnose an der Stelle sehr spannend, weil er nämlich genau das Stummwerden der Resonanzachsen beschreibt. Arbeit im positiven Sinne bedeutet für ihn, dass wir uns affizieren lassen, dass wir uns als selbstwirksam erfahren, dass wir den Stoff und uns selbst dabei transformieren und dass aber dabei immer ein Moment der Unverfügbarkeit ins Spiel kommt. Es begegnet uns immer Materialität, d.h. wir haben es mit dieser Form von Materialität zu tun, die uns als Arbeitsstoff begegnet. Tatsächlich habe ich das nicht weiter ausdifferenziert, was möglicherweise eine Schwäche ist.

Schließlich gibt es noch eine Materialität, die ich vorhin ja bereits als vertikale Dimension von Resonanz bezeichnet habe, als umgreifende Realität. Wenn wir z.B. von Natur sprechen oder von Naturerfahrungen, dann ist irgendwie klar, dass das etwas mit der Materialität des Universums zu tun hat, die uns vielleicht im Berg begegnet, vielleicht in den Sternen, vielleicht im Wald. Da haben wir es, glaube ich, nochmal mit einer eher diffusen Materialität zu tun, die auch schon immer wieder durchdrungen ist von unseren Vorstellungen und Deutungen. Ich denke, genauer kann ich es nicht bestimmen.

JG: *Da lässt sich doch wunderbar anschließen, um dich und Karen Barad, über die wir uns ja schon unterhalten haben, zusammenzubringen. Ich versuche mal, ihre Ansicht in meinen Worten zu beschreiben. Barad würde vielleicht sagen, wenn ich Welt beschreiben möchte, dann geht es immer auch darum, wie unterschiedliche ‚Objekte‘ miteinander in Resonanz stehen. Sie macht das fest an einem Beispiel, das ich total einleuchtend finde, nämlich dem Austausch von Atomen. Dass wir uns beide gegenseitig zwar als abgegrenzte Lebewesen wahrnehmen, aber sich eigentlich die ganze Zeit unsere Atome austauschen, mit der Luft, dem Stuhl auf dem wir sitzen. Würdest du sagen, das kann in deinem Resonanzkonzept, das ja erstmal genuin sozialphilosophischen Einschlag hat, überhaupt eine Rolle spielen?*

HR: Das ist eine gute Frage. Und eine schwierige. Ich habe mein Buch (Rosa 2016) zunächst phänomenologisch angelegt, was immer ein erfahrendes Subjekt involviert. Aber de facto ist es so, dass das Resonanzkonzept da, wo ich es entwickle und definiere, nicht an Subjekten hängt. Ich mache es ja erstmal mit Klangkörpern oder auch mit zwei Metronomen, die aufeinander reagieren. Man lässt zwei Metronome mit leicht unterschiedlicher Geschwindigkeit laufen und die haben dann so etwas wie eine Eigenfrequenz oder eine eigene Stimme. Wenn man sie auf eine Steinplatte stellt, dann schlagen sie aneinander vorbei, das ist eine stumme Beziehung, oder gar keine Beziehung. Wenn du die Metronome aber auf ein dünnes Brettchen, das auf zwei Getränkedosen liegt, stellst, dann kommen sie in Wechselwirkung. Es kommt zu einer Veränderung der Schlaggeschwindigkeit beider Metronome. Und zwar genau so, wie ich eine Resonanzbeziehung definiere. Also nicht so, dass sie sich determinieren oder bestimmen, denn bei der kleinsten Störung geht jedes sofort wieder in seinem eigenen Takt. Tatsächlich. Also wir haben das Moment der Affizierung, der Wirksamkeit, der Transformation, und das Moment der Unverfügbarkeit haben wir insofern, als sich erstens nicht genau sagen lässt, auf welche Frequenz die sich einigen – das scheint tatsächlich ein chaotisches physisches System zu sein – und zweitens schlagen sie wieder in unterschiedlicher Frequenz, sobald eine kleine Störung eintritt. Ich kann auch nicht einfach das eine schneller machen und dann davon ausgehen, dass auch das andere entsprechend beschleunigt. Und deshalb, auch von den Metronomen unabhängig, gibt es nichts im Resonanzkonzept selbst, was ausschließt, dass andere Entitäten als Subjekte miteinander in Resonanzen treten. Also z.B. Tische und Stühle und Licht und andere Sachen.

Ich habe an der Stelle aber zwei Vorbehalte. Der eine ist, dass ich esoterische Theorien nach der Devise ‚alles ist mit allem verbunden und steht in Schwingung‘ nicht vertrete. So etwas wäre halt, zumindest für einen Soziologen, schwer nachzuweisen, obwohl mir völlig klar ist, dass die Physik längst nicht mehr die Vorstellung vom Newtonschen mechanischen Universum vertritt. Bei der Frage, wie man eigentlich Quantenphysik und Relativitätstheorie und übrigens auch astrophysikalische Erkenntnisse deuten soll, kommt man an ziemlich gute Gründe, etwa in der *string theorie*, solche Deutungen nahezulegen. Aber das ist nicht mein Metier. Und hier besteht die Gefahr, rasch esoterisch zu werden. Das macht mich ein bisschen skeptisch. Der zweite Grund ist mir, glaube ich,

wichtiger: Ich will nicht jede Art von Wechselwirkung als Resonanz beschreiben. Natürlich gibt es Wechselwirkungen zwischen Materien oder Objekten und zwischen Gütern, die realisieren aber nicht jene Qualität von Hören und Antworten, die eine Resonanzbeziehung erst charakterisiert. Rein kausale Wechselwirkungen, die wir auch immer haben, möchte ich nicht als Resonanzbeziehung beschreiben.

Bei den Sachen, die ich von Barad gelesen habe, habe ich ein bisschen das Problem, dass sie jede Form von Wechselwirkung als Resonanz beschreibt, d.h., jede meiner Handlungen hat tausende von Resonanzen zur Folge. Also eben die Wechselwirkung mit Atomen, Molekülen usw. Und wenn ich das alles als Resonanz beschreibe, dann fehlt es konzeptuell an dem Element jener dispositionalen Haltung, der Bereitschaft offen zu sein, sich berühren zu lassen und auch zu antworten und sich dadurch transformieren zu lassen. Das ist meiner Ansicht nach auch eine ethische Disposition, die mit meinem Konzept von Resonanz einhergeht. Diese Grunddisposition, mit anderen und mit anderem in Resonanzbeziehung zu gehen, ist eine ethische Haltung und eine ethische Vorentscheidung.

JG: *Aber Du würdest sagen, deine ethische Haltung, von der du ausgehst, ist doch immer noch eine, die im Subjekt verortet ist, oder?*

HR: Ja, das glaube ich allerdings. Bei der Ethik ist das definitiv so, denn es ist schwierig, Dingen eine Ethik zuzuschreiben. Mit Ethik sehe ich schon eine bestimmte Art von Forderung verbunden. Meine These lautet, Subjekte können stumme oder resonante Weltbeziehungen eingehen, aber sie müssen eine Wahl haben, sonst macht Ethik, glaube ich, keinen Sinn. Und darüber hinaus behaupte ich, dass Leben misslingt, wenn stumme Weltbeziehungen zur dispositionalen Ausgangsvoraussetzung werden. Das ist nicht an Subjekte gebunden, weil es mir nicht nur darum geht, wie wir anderen Menschen begegnen – die meisten Ethikkonzepte sind ja auf andere Menschen gerichtet –, sondern auch allen Dingen, einschließlich des eigenen Körpers. Wir können eine ethische Einstellung Dingen gegenüber einnehmen, das schon. Da sehe ich einen starken Berührungspunkt zwischen der Resonanztheorie und den *Critical Feminist Materialisms*. Beiden geht es darum, nicht die *libido dominandi* zur dispositionalen Grundhaltung zu machen, die verdinglichende, prometheische – wie immer wir das nennen wollen – Welthaltung, sondern eine, die sensibel und in der Lage ist zu hören, sich affizieren zu lassen und darauf zu antworten. Ethik hat für mich einen Aufforderungscharakter: Du sollst so sein oder wir sollten so sein. Und das, finde ich, kann ich Objekten nicht sagen. Deshalb können nur Subjekte ethisch handeln.

JG: *Ja, aber genau das ist es: Es ist schwierig, das zu denken. Und meine Lesart von Barad ist eben nicht zu sagen ‚das mit dem Ethikbegriff, das funktioniert alles nicht‘ – das ist ja tatsächlich ein Vorwurf, mit dem sie sich ständig auseinandersetzen muss –, sondern ihr Ethikbegriff ist ein anderer, weil sie das Subjekt nicht zentralisiert.*

Ich überlege gerade, wie sich vielleicht das, was Barad unter Ethik versteht, auch nochmal gut mit deinem Konzept von Resonanz verbinden lässt, weil ich glaube, dass beide Ansätze sich unglaublich gut befruchten können...

HR: Denke ich auch.

JG: ...und mein Eindruck ist, dass, wenn wir die Theorie von Barad ernst nehmen, dann gewinnen wir durch Barads Perspektive in der Soziologie total viel. Gleichzeitig würde ich aber immer auch nochmal gut schauen wollen, inwiefern wir das Konzept in toto überhaupt anwendbar machen können für die Soziologie, als eine Disziplin, deren zentrale Erkenntnismomente menschliche Akteur_innen und deren Modi der Vergemeinschaftung sind.

HR: Ja, das ist mir auch nicht ganz klar. Also ich sehe den Vorteil darin, dass die Perspektiven sich verschränken können. Ich finde Barad für meine eigene Theorie unglaublich fruchtbar in der folgenden Grundfrage: Denke ich mir Resonanz psychologisch oder ontologisch? Ist es etwas, das sich nur in mir ereignet – eine Weise zu fühlen –, oder ereignet sich Resonanz wirklich zwischen mir und der Welt? Ich würde sagen, hier geht es um eine epistemologische Grundentscheidung. Barad macht deutlich, wie die Ebenen miteinander verschränkt sind. Ich sehe da momentan eine Konvergenz zwischen vier Theorien, die alle das gleiche sagen: Latour (2002), Barad (1996), Taylor (2017) und meine Resonanztheorie. Latour lese ich so, dass Wirklichkeit letzten Endes eine Ko-Konstruktion ist. Sie ist nicht rein psychisch (ich projiziere etwas) oder sozial (wir konstruieren die Welt), sie ist aber auch nicht einfach realistisch (die Welt ist einfach da draußen), sondern das, was als emergente Wirklichkeit erscheint, ist so etwas wie eine Ko-Konstruktion von Welt. Die äußere Materialität und wir konstruieren gemeinsam die Wirklichkeit. Barads Intraaktion scheint mir dementsprechend ebenfalls eine Art von Ko-Konstruktion von Allem mit Allem zu sein: Was als Wirklichkeit erscheint, ist eine Folge von Beziehungen. Charles Taylor wiederum hat genau das interpretiert. Er hat in Auseinandersetzung mit der Resonanztheorie versucht zu zeigen, dass diese Idee der Ko-Konstruktion von Wirklichkeit schon in der romantischen Philosophie seit Hegel und z.B. auch bei Schlegel und Schelling verhandelt wird. Die Ontologie ist eine Wechselwirkung zwischen Welt und Mensch oder zwischen Geist und Natur. Und das ist das, was ich versuche zu sagen und auf sozialphilosophische Füße zu stellen: Dadurch, dass beide Seiten sich transformieren, gibt es nicht einfach die Materialität und die Sozialität, sondern das, was Realität sein kann, kann sich prozesshaft ko-konstruieren. Damit erweisen sich diese Ansätze mindestens in der Frage, wie man das Verhältnis von Epistemologien und Ontologien zu denken hat, als Bündnispartner.

JG: Wären wir damit nicht auch bei der Möbiusschleife, wie ich sie im Anschluss an Fausto-Sterling (2000) verwende? Sie benutzt diese nichtorientierbare mathematische Figur ja, um ihr Verständnis vom Zusammenhang von nature und nature zu erläutern; dass die beiden untrennbar und dynamisch miteinander in

Beziehung stehen. Wenn wir das Band nehmen, was wir hinterher zur Möbiusschleife basteln, dann können wir auf die eine Seite Ontologie und auf die andere Seite Epistemologie schreiben.

HR: Plus Ethik. Also tatsächlich kommt die Ethik dann nicht nur als eine zusätzliche Perspektive ins Spiel, sondern als eine konstituierende.

JG: *Also eher mein Möbiusprisma: die zweiseitige Schleife erweitert um x Seiten und beim Zusammenfügen um eine Seite gedreht, um einen dementsprechenden dynamisch-untrennbaren Bezug von $2+x$ Konzepten, die da aufeinander miteinander¹ bezogen sind, darstellen zu können (vgl. Gregor 2015). In diesem Falle ein dreiseitiges Prisma mit den Seiten Ontologie, Epistemologie und Ethik.*

HR: Ja, genau, Möbiusprisma. Das finde ich eine interessante Weise, das zu denken, weil die Ethik jetzt nicht mehr nur eine Art von zusätzlichem Prinzip ist, das wir da halt an die Welt tragen, weil wir bestimmte ethische Prinzipien haben. Denn wenn die Haltung das Entscheidende ist, was die Form der Beziehung und damit der Wirklichkeit bestimmt, dann ist genau die ethische Haltung einer der Ko-Konstrukteure. Die Frage der Disposition und damit der ethischen Haltung ist nicht eine zusätzliche Dimension, die an die Wirklichkeit herangetragen wird, sondern eine Form der Ko-Konstruktion.

JG: *Wenn das Deine Perspektive auf diese Beziehung zwischen Ontologie, Epistemologie und Ethik ist, dann habe ich den Eindruck, bist du total nahe bei Barad.*

HR: In dem Punkt bin ich nahe bei Barad. Ja, das würde ich auch sagen. Also naja...

JG: *Ich frage nach, weil ich mir gerade nicht sicher bin, wo...*

HR: ...wo der Unterschied liegt. Also ich finde ihre Art, Materie zu denken, sehr spannend. Besonders der Beitrag, in dem sie sagt „Matter feels, converses, suffers, desires, learns, and remembers“ (Barad 2012), hat es mir angetan. Damit hat man eine Art von antwortendem Gegenüber in der Materie. Aber ich sehe eben weiterhin das Problem, dass sie jede Art von Verhältnis als Antwort beschreibt. Und das würde ich eben nicht tun: Die ethische Haltung bedeutet für mich *hören und antworten*, aber z.B. nicht zuschlagen und erleiden. Und ich glaube, sie macht keinen Unterschied zwischen zuschlagen und erleiden und hören und antworten. Sie nennt es zwar nicht Resonanz, sondern Intraaktion, aber ich sehe einfach nicht, wie sie die unterschiedlichen Modi der Relation unterscheiden will. Kurz gesagt: Der Unterschied liegt darin, dass ich zwei Arten von Weltbeziehungen unterscheide, resonante und stumme. Und das sehe ich bei ihr nicht.

JG: *Ich glaube, Barads Theorie eignet sich nicht dazu, einfach verschiedene menschliche Interaktionen als abgegrenztes Phänomen anzuschauen und damit zu erklären, was passiert. Und ich glaube aber auch nicht, dass sie das leisten möchte oder muss, weil sie aus der Perspektive einer interdisziplinär informierten Quantenphysikerin schreibt, und nicht aus der einer Soziologin.*

HR: Ja, ja, gut. Das mag sein. Aber dann sehe ich den Begriff der Ethik bei ihr nicht mehr, weil Ethik meiner Ansicht nach Alternativen aufzeigt. Also da sehe ich das Problem, dann weiß ich nicht mehr, was der Begriff des Ethischen für einen Sinn machen kann.

JG: *Ich bin dem auch noch auf der Spur. Ich würde uns da vielleicht auch erstmal eine soziologische Borniertheit unterstellen, die verhindert zu sehen, was sie sehen kann.*

HR: Ich würde diese Borniertheit nie bei mir [...] [Lachen]

JG: *Mein Eindruck ist, dass Barad uns total viel geschenkt hat für die soziologische Theoriebildung. Aber ich glaube, dass wir uns aus unserer sozial- und geisteswissenschaftlichen Perspektive an bestimmten Stellen vielleicht nicht ganz auf diesen Ethikbegriff einlassen können, weil wir ein anderes Verständnis davon haben, vielleicht haben müssen.*

HR: Ja, aber ich glaube, dass wir ihr auch was zu sagen haben. Das ist ja der Vorteil von Interdisziplinarität, dass wir aus unterschiedlichen Disziplinen und Perspektiven die Wirklichkeit anders darstellen. Ich glaube, das würde sie sogar auch sagen, dass wir Soziolog_innen nicht einfach zur Physik überlaufen müssen, sondern dass die Konzeptionen der unterschiedlichen Disziplinen sich ergänzen.

JG: *Definitiv. Ich glaube die Krux daran ist, dass es doch häufiger Physiker_innen oder Naturwissenschaftler_innen gibt, die sich dann irgendwann mit Sozialtheorie auseinandersetzen, und es total wenige Sozialwissenschaftler_innen gibt, die sich dann irgendwann mal mit Naturwissenschaften auseinandersetzen.*

HR: Ja, ich finde das ist in diesem Fall eine Tragödie. Ich glaube wirklich, dass wir in der Soziologie da disziplinär im Sinne von professioneller Deformation die Rollläden runterlassen, sobald – das wird ja immer als illegitimes Argument in der sozialwissenschaftlichen Diskussion gesehen – etwas biologistisch oder Physik ist. Also bei dieser Art von Ansichten gehen die Rollläden automatisch runter. Das ist kein resonantes Verhalten.

JG: *Genauso erlebt habe ich das auf einer Konferenz der Geschlechterforschung. Da habe ich für meinen critical somatic materialism einen Ontologievorwurf bekommen.*

HR: Da ist es besonders schlimm. Noch schlimmer ist Biologismus als Vorwurf. Das ist gleich sozialtheoretischer Tod.

JG: *Ich glaube, das Problem ist immer noch eine gewisse Ontologiefindlichkeit, wobei sich das ja gerade langsam ändert. Wenn du selber noch ein dualistisches Weltbild hast und keines der Beziehung, dann kannst du nicht denken, dass der Fokus auf den Beziehungen zwischen den Dingen liegt. Mit einem dualistischen Weltbild guckst du dann immer noch auf die beiden Dinge, die eine Relation zueinander haben, und nicht auf deren Beziehung. Da musst du ja annehmen, dass es eine Ontologie ist.*

HR: Ja, denke ich mir auch. Aber wenn ich das so sehe bei Barad, frage ich mich: Sind die alten Probleme der Ontologie denn überwunden eigentlich?

JG: *Ja, würde ich schon sagen. Die Konflikte darum repräsentieren doch genau das, was ich ganz optimistisch mit Thomas Kuhn als Beginn eines Paradigmenwechsels bezeichne.*

HR: Ja, das ist auf jeden Fall sehr richtig. Das ist genau der Witz. Und bei den fünf Ansätzen von Latour, Taylor, Barad, Joris A. Gregor und HartmutR wird das Ontologieproblem eben ähnlich aufgegriffen.

JG: *Oh, jetzt fühle ich mich geehrt.*

HR: Ich würde einfach sagen, es geht mir im Moment um große Konvergenzen unterschiedlicher Ansätze. Relationale Ontologie ist dabei ein wesentlicher Punkt. Aber da, glaube ich, hat man echt das Problem, dass man irgendwann doch wieder auf Gleichursprünglichkeiten zurückkommen muss. Eine Beziehung, die das Bezogene erst hervorbringt, ist irgendwie ja eine Art von Denkmöglichkeit. Ich glaube, man kann von Gleichursprünglichkeit sprechen. Es ist nicht so, dass das Bezogene zuerst da war und dann nur eine Beziehung eingeht. Es kann kein Bezogenes ohne Beziehung geben, aber es kann auch keine Beziehung ohne Bezogenes geben. Und deshalb entsteht beides zugleich. Ich stelle es mir epistemologisch so vor, so soll man es wohl denken.

JG: *Barad würde, glaube ich, schon sagen, dass die Relation die Relata hervorbringt.*

HR: Aber ich finde das ist so ähnlich wie zu sagen, der Diskurs erzeugt die Sprecher. Das lässt sich meiner Ansicht nach nicht richtig denken. Es gibt keinen Diskurs ohne Sprecher und keine Sprecher ohne Diskurs. So kann man das glaube ich sagen, deshalb postuliere ich ja eben Gleichursprünglichkeit. Mit der bist du fast zeitenthoben.

JG: *Ich glaube, ich kann mit Barad sagen, dass die Relation die Relata erst erzeugt, weil ich, wie sie, einen zirkulären Zeitbegriff ansetze und eben keinen*

linearen, oder? Also wenn ich sage, ich lege einen zirkulären Zeitbegriff zugrunde und treffe vor diesem Hintergrund folgende Aussage: „Die Relation erzeugt erst die Relata“. Dann wird es kein Problem mehr. Da passiert alles gleichzeitig.

HR: Das denke ich allerdings auch. Das meine ich mit Gleichursprünglichkeit. Dass beides dann richtig ist – auch dass die Relata die Relation erzeugen –, oder beides falsch. Naja, beides richtig sagen wir mal. Sonst hast du immer das Henne-Ei-Problem, was irgendwie unsinnig ist. Aber ich meine die Sache mit der Zeit ist schon interessant. Ich habe mich immer geweigert, Zeit zu definieren. Schon in meinem Beschleunigungsbuch (Rosa 2005) dachte ich, ich brauche erstmal einen sauberen Zeitbegriff. Das denkt eigentlich jeder, der mit diesem Thema anfängt. Und dann dachte ich mir ‚guckste halt mal, was es in der Zeitsoziologie so gibt‘ und dann habe ich, was weiß ich, bei Luhmann oder bei Elias nachgeschaut und habe festgesellt, es ist Kraut und Rüben. Da kommst du auf gar keinen grünen Zweig. Also bin ich in die Philosophie gegangen. Herausgekommen ist letztlich: Wir wissen nicht, was Zeit ist. Also ist sie nur eine Form der Anschauung, ist sie eine äußere Realität, ist sie subjektiv oder objektiv, ist sie real oder unreal, ist sie linear? Kurz gesagt: wir wissen es nicht. Und so habe ich festgestellt, ich kann alles, was ich über die Zeit aussagen will [...], aussagen ohne dass ich das Zeitkonzept per se bestimme, also erstmal definiere, was Zeit ist. Was ich super spannend finde, ist, dass Zeit genau der Faktor ist, an dem man sieht, dass unser mechanistisches Weltbild, das eigentlich nur kausale Interaktion denkt, falsch ist. Denn so weit ist die Physik inzwischen gekommen. Weil man nämlich tatsächlich feststellt, dass Zeit ein relationales Konzept ist. Das sagt die elaboriertere Physik. Das sagen nicht irgendwelche abgedrehten Philosophinnen oder so. Oder möglicherweise ist Zeit sogar reversibel. Dann ist irgendwie klar, dass die Art und Weise, wie die Dinge miteinander zusammenhängen, anders und komplexer ist, als wir sie uns eigentlich denken können. Und das erlaubt dann genau solche gedankliche Rekonstruktionen.

JG: *Ich hätte Lust nochmal den Fokus auf die Rolle der körperlichen Materialität zu legen. Ich glaube, dass wir den Eigen_Sinn² von Körpern und dieses Unverfügbare in den Blick nehmen müssen, diese leiblichen Regungen, die man einfach hat. Du hast ja vorhin konstatiert, dass sowohl die Sozialwissenschaften als auch die Philosophie diese körperliche Realität, den Eigen_Sinn des Körpers, wie ich es nennen würde, relativ lange ignoriert haben.*

HR: Ist doch eigentlich unglaublich. Deshalb, finde ich, ist uns das als Aufgabe gegeben. Ich frage mich trotzdem, was passiert, wenn wir immer mehr körperliche Prozesse verfügbar machen. Das geht ja los mit diesen Selftrackern; du kannst genau genommen deinen Herzschlag mit Herzschrittmachern optimieren, den Blutdruck, den Insulinspiegel, die Schlafphasen und tausend andere Dinge. Irgendwann kann man vielleicht sogar unsere Begehrensstruktur erzeugen, dass z.B. die Eltern festlegen können, ob ihre Kinder Musik mögen oder welche Musik. Wir sind noch wahnsinnig weit davon weg und vielleicht geht es auch gar nicht. Aber ich meine, dass es bisher so ist, dass Subjekte in sich

Dinge feststellen, an ihren Körpern, in ihren Regungen, in ihren Identitäten, in ihrer leiblichen Wahrnehmung, über die sie nicht verfügen können, so dass es für sie eine Daueraufgabe bleibt, sich daran abzuarbeiten, ein Verhältnis dazu zu gewinnen und sich selbst als etwas Gegebenes zu bejahen.

JG: *Ich finde, es lässt sich sehr gut queertheoretisch zeigen, dass körperliche Regungen, ob es nun Begehrensstrukturen sind oder das eigene leibliche Empfinden der Geschlechtlichkeit, sich nicht ohne Weiteres kontrollieren lassen.*

HR: Und genau genommen lässt es sich auch nicht zurichten. Es lässt sich nicht verfügbar machen. Ich meine Homo- und Heterosexualität schon mal gar nicht, oder? Aber auch Geschlechtlichkeit nicht wirklich. Also die Idee, dass man das wählen könnte, ist ja eigentlich eh quatsch. Ich meine, ob männlich, weiblich, trans*, divers oder inter*, keine_r wählt es. Da haben wir es ja gerade mit Unverfügbarkeiten zu tun, auch in der Wahrnehmung.

JG: *Und diese Unverfügbarkeiten sind zu einem gewissen Zeitpunkt früher irgendwann mal nicht intelligibel gewesen. Dann sind Leute hergegangen und haben versucht diese Unverfügbarkeiten verfügbar zu machen, durch eine sprachliche Repräsentanz. Bis zu einem gewissen Grad geht das zumindest.*

HR: Ja, das ist ganz interessant. Meine These lautet ja eigentlich, dass ich nur mit etwas in Resonanz treten kann, wenn ich es mir anzuverwandeln vermag. Und das heißt wahrscheinlich auch – das ist eine spannende Frage: Brauche ich eine Sprache dafür? Vielleicht schon. Also, wenn ich in mir Abweichungen feststelle, dann kann ich sie mir nur anverwandeln, zu eigen machen, wenn ich sie benennen kann. Ist das so? Genau genommen glaube ich, dass jeder in sich Formen von Abweichungen feststellt, weil im seltensten Fall die heteronormative Zwangsmatrix komplett durchgehalten ist. Wenn du dafür aber keine Begriffe hast, kannst du dir das vielleicht auch schlecht anverwandeln. So anverwandeln, dass du es affirmieren kannst. Man hat es vielleicht sogar mit einer doppelten Unverfügbarkeit zu tun, gerade in dem Feld. Das eine ist, du kannst deine eigenen Begehren und Empfindungen nicht unter Kontrolle kriegen. Kann keiner eigentlich. Aber auch nicht die gesellschaftlichen Deutungen, das ist das andere. Also, die heteronormative Zwangsordnung ist erst einmal einfach gegeben, ist mir in diesem Sinne erst einmal auch nicht verfügbar. Und jetzt muss ich mich als Subjekt zu Beidem verhalten.

JG: *Ich glaube, das sind unterschiedliche Arten von Unverfügbarkeit. Also wenn ich jetzt in der Vorlesung stehe und dann werde ich plötzlich ganz rot und fange an zu schwitzen, dann ist das eine bestimmte körperliche Unverfügbarkeit, die ich als Eigen_Sinn des Körpers bezeichnen würde. Und andererseits haben wir da einen intergeschlechtlichen Menschen, dem seine Diagnose verheimlicht wird und der nichts über sich in Erfahrung bringen kann, bis das Geheimnis gelüftet wird. Dieser Mensch hat dann aber keinen Namen dafür, was ihm widerfahren ist und wächst möglicherweise in einer Umgebung auf, in der er auch keinen*

Namen dafür finden kann. Das ist eine ganz andere Art der Unverfügbarkeit, als die leiblichen Regungen.

HR: Naja. Ist es nicht ganz gleich?

JG: *Ich würde sagen, das ist es nicht. Also, wenn wir nicht irgendwann zu cyborgs werden – und davon gehe ich jetzt erstmal nicht aus –, dann wird die Regung, dass ich irgendwie schwitze und mit der Stimme stolpere und rot bin vor Leuten, vor denen ich einen Vortrag halte, mir immer noch genauso unverfügbar sein wie vor 1000 Jahren oder in 500 Jahren, weil mein Körper immer noch seine Dinge macht, während ich aber vielleicht mir mein Schwul-Sein oder mein Heterosexuell-Sein insofern verfügbar machen kann, als ich soziale Handlungen anschließen kann, die damit resonieren – und vor allem dem Kind irgendwann ein Name gegeben wurde.*

HR: Aber ehrlich gesagt finde ich die Sache mit dem Rotwerden trotzdem sehr interessant, weil man sich auf zwei Weisen dazu verhalten kann. Das eine wäre zu sagen ‚ich muss das irgendwie unter Kontrolle kriegen‘, bis hin zu medizinischen Sachen wie ‚ich nehme eine Pille und werde nicht mehr rot und schwitze nicht mehr‘. Das andere ist, in eine Art von Resonanz dazu zu treten: Da passiert etwas zwischen mir und meinem Körper und natürlich der Sozialität, die das auslöst. Und ich glaube, Leben gelingt da, wo es genau diese Resonanzbeziehung zum eigenen Körper gibt, die dann eben zur Folge hat, dass ich wahrscheinlich beides habe, physische Reaktionen oder psychische und soziale Dispositionen. Aber nicht dieses Zurichten im Sinne von ‚ich will den Körper unter Kontrolle kriegen‘.

JG: *Ich habe auch schon gehört, dass Leute sehr viel entspannter sind, wenn sie das thematisieren. Also wenn man z.B. sagt: ‚Ich zittere jetzt grad noch ein bisschen mit der Stimme, weil ich aufgeregt bin, aber das hört gleich auf‘. Das Zittern ist dann immer noch etwas Störendes und das wird auch als solches thematisiert, weil es soziale Konventionen vorgeben, aber in letzter Konsequenz nehme ich so eine Ankündigung erstmal als zumindest quasisonante Beziehung zum Körper wahr.*

HR: Das stimmt schon. Das kann den Bann brechen, und es gibt viel mehr solche Situationen, wo du wirklich merkst, der Körper tut Dinge.

JG: *Welches Körperverständnis liegt denn deinem Resonanzkonzept zugrunde?*

HR: Ich gehe nicht hin und sage: ‚Ich brauche jetzt einen exakt definierten Begriff von Materie, von Körper‘ oder so. Das halte ich für ziemlich unfruchtbar. Ich gehe eher von konkreten körperlichen Erfahrungen aus als von einem abstrakten Körperkonzept. Ich nehme Körper als dasjenige wahr, das Weltbeziehungen in beide Richtungen vermittelt. Grundsätzlich haben Weltbeziehungen zwei Seiten: Ich gehe in die Welt hinein, ich agiere, ich erfahre mich als

selbstwirksam einerseits und andererseits nehme ich Welt wahr, sie kommt auf mich zu. Und für beide Seiten ist der Körper unverzichtbar. Er ist Instrument, mit dem ich Welt wahrnehmen kann in allen Hinsichten. Selbst wenn ich lese, geht es noch durch die Augen und durch Hirnreaktionen. Irgendetwas löst es aus, wenn ich affiziert werde durch einen Text, auch körperliche Reaktionen. Der Körper ist also ein Resonanzsensorium und gleichzeitig das Medium, mit dem ich wirksam bin, selbst wenn ich die Welt nur durch Mausklicks bearbeite. Deshalb steht zwischen dem, was das erfahrende und handelnde Subjekt ist und dem, was als Welt ihm gegenübertritt, immer der Körper. Ich habe versucht, das zu entwickeln: Der ganze erste Teil des Resonanzbuches behandelt leibliche Weltbeziehungen. Die Frage, die ich da auch ausgeführt habe, ist: Wie stehen wir in der Welt? Erstmal mit den Füßen. Na gut, erstmal sind wir gekrabbelt, aber nun denn, normalerweise stehen wir in der Welt. Und da ist Leiblichkeit ein phänomenologischer Leitbegriff. Dass es oben und unten und vorne und hinten gibt, ist in unserer Wahrnehmung vorgegeben. Aber ich habe darüber nachgedacht, dass, wenn du zum Beispiel barfuß in der Welt stehst, dann ist es ein partizipatives Weltverhältnis: Du merkst, der Boden ist warm oder kalt oder hart oder weich. Das ist ein unmittelbares Partizipieren an Welt. Und Schuhe sind das erste Moment der Distanzierung: Es ist mir jetzt egal, was da drunter ist, sozusagen; ich mache mich ihm gegenüber gefühllos. So fangen wir an einen Puffer einzubauen zwischen uns und der Welt. Das ist keine richtig gute Antwort, aber vielleicht ein Anfang. Denn ich habe kein abstraktes Körperkonzept. Was hast denn du für ein Körperkonzept?

JG: *Da habe ich auch grade drüber nachgedacht.*

HR: Also ich glaube, die schnellste Antwort auf die Frage, was für ein Körperkonzept ich habe, ist: ein phänomenologisches.

JG: *Ich glaube meine schnellste Antwort wäre: ein relationales.*

HR: Ja, das ist auch eine Antwort. Weil der Körper halt das Relationierungsmedium ist, oder? Aber wenn du das sagst, dann hast du Subjekt innen im Körper und Welt draußen. Also nee, eigentlich hast du zwischen Subjekt und Körper einen Dualismus. Das ist das Problem. Nicht die Welt. Und du hast auch noch einen Subjekt-Objekt-Dualismus. Du bist total verloren.

JG: *Wenn du es radikal relational denkst, dann löst sich der Körper aus dem Dualismus, der bleibt dann ja nicht mehr abgegrenzt.*

HR: Ja, stimmt. Du hast komplett Recht. Das sage ich auch immer, dass ich keinen Subjekt-Objekt-Dualismus konstruiere, wenn ich „Weltbeziehungen“ sage. Denn das bedeutet nicht, *hier ist das Subjekt, da ist die Welt*, sondern die Beziehung erzeugt die beiden Pole. Aber wie denkt man sich das beim Körper? Was sind da überhaupt die beiden Pole? Körper und Geist?

JG: *Verschiedene, würde ich sagen: Körper und Außenwelt. Körper und Geist. Leib und Körper.*

HR: Ich habe eine Abbildung in meinem Buch, die das genau so macht. Also der Körper steht quasi zwischen Geist und Welt. Aber ganz wohl ist mir dabei nicht, weil man halt diese Körper-Geist-Trennung hat.

JG: *Genau das ist ja auch die große Herausforderung der Critical Feminist Materialisms. Das hat Peter Schulz mal so schön in seinem Kommentar in unserem Theoriekolloquium im Sommersemester 2017 gesagt: „Wenn wir den wissenschaftstheoretischen Anspruch der Critical Feminist Materialisms konsequent zu Ende denken, müssen wir irgendwann aufhören Texte zu verfassen.“*

HR: Warum?

JG: *Weil wir gar nicht versprachlichen können, was die Critical Feminist Materialisms versuchen einzufangen. Also wenn wir neomaterialistische Erkenntnisse verschriftlichen wollen, dann entstehen in dem Text zwingend Stellen der Unverfügbarkeit, weil wir bestimmte Sachen letztendlich nicht mehr textlich ausdrücken können. Wir setzen das immer so klar in der Soziologie, aber wenn wir die Relationen auch nicht-menschlicher Entitäten untereinander konsequent ernst nehmen, nicht nur die anderer Entitäten mit uns als Subjekt, dann können wir, wenn wir konsequent sind, nicht mehr nur Texte schreiben. Dann brauchen wir neue Modi der Repräsentation.*

HR: Aber vorläufig haben wir nichts anderes als Sprache und Texte; wir müssen versuchen, damit so weit zu kommen wie möglich. Und ich finde, wir sind ganz schön weit gekommen, wir sollten nicht alles über Bord werfen, sondern es weiterhin mit diesen Instrumenten versuchen...

Anmerkungen

- 1 Der Unterstrich soll hier symbolisieren, dass eine eindeutige Bestimmung, ob die Konzepte sich aufeinander oder miteinander auf etwas beziehen oder aber beide Aussagen gleichzeitig ihre Gültigkeit haben, nicht zu leisten ist.
- 2 Diese Schreibweise möchte das Konzept des Eigen_Sinns (vormals: Eigen-Sinn;

vgl. Gregor 2015) als das eines kritischen somatischen Materialismus absetzen von sozialkonstruktivistischen und phänomenologischen Konzepten des körperlichen (oder somatischen) Eigensinns.

Literatur

- Arendt, Hannah (1994): *Vita activa oder Vom tätigen Leben*. München: Piper.
- Barad, Karen (1996): *Meeting the Universe Halfway. Realism and Social Constructivism without Contradiction*. In: Hankinson, L./Nelson, J. (Hg.): *Feminism, Science, and the Philosophy of Science*. Dordrecht: Kluwer Press, S. 161-194.
- Barad, Karen (2012): „Matter feels, converses, suffers, desires, yearns and remembers“. Interview with Karen Barad. In: Dolphin, R./Van der Tuin, I. (Hg.): *New Materialism. Interviews and Cartographies*. Ann Arbor: Open Humanities Press, S. 48-70.
- Fausto-Sterling, Anne (2000): *Sexing the Body. Gender Politics and the Construction of Sexuality*. New York: Perseus Book Group.
- Gregor, Joris (Anja) (2015): *Constructing Intersex. Intergeschlechtlichkeit als soziale Kategorie*. Bielefeld: transcript. (Publiziert unter dem Namen Anja Gregor.).
- James, William (1997): *Die Vielfalt religiöser Erfahrung. Eine Studie über die menschliche Natur*, Frankfurt/M.: Insel-Verlag.
- Latour, Bruno (2002): *Die Hoffnung der Pandora. Untersuchungen zur Wirklichkeit der Wissenschaft*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Marx, Karl (1968 [1844]): *Ökonomisch-philosophische Manuskripte aus dem Jahre 1844 (Pariser Manuskripte)*. In: *Marx-Engels-Werke (MEW) Ergänzungsband 1*. Berlin: Dietz Verlag, S. 465-588.
- Rosa, Hartmut (2005): *Beschleunigung. Die Veränderung der Zeitstrukturen in der Moderne*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Rosa, Hartmut (2016): *Resonanz. Eine Soziologie der Weltbeziehung*. Berlin: Suhrkamp.
- Taylor, Charles (2017): *Resonanz und die Romantik*. In: Peters, C.H./Schulz, P. (Hg.): *Resonanzen und Dissonanzen*. Bielefeld: transcript, S. 249-270.

Rezensionen

Incorporeal Conditions: Elizabeth Grosz's Ontoethics

Elizabeth Grosz (2017): *The Incorporeal. Ontology, Ethics, and the Limits of Materialism*. New York: Columbia University Press (€31.99, 322 pp.)

As a leading theorist in feminist body theory and feminist materialisms, Elizabeth Grosz's turn to the ethics and politics of the incorporeal in her new book *The Incorporeal. Ontology, Ethics, and the Limits of Materialism* (2017) may surprise many of her dedicated readers and followers. However, the continued concern with ethics and politics provides the connective tissue among her previous publications, all the way back to the foundational volume of feminist theory *Volatile Bodies*, published in 1993. Grosz's multifaceted philosophical works have explored Darwinism and evolutionary theory, time and space, embodiment and materiality with a focus on gendered and sexed relations that has remained steadily political and ethical. In that sense, *The Incorporeal* is perhaps more surprising for its lack of explicit engagement with gendered and sexed experience than for its interest in what Grosz terms the "incorporeal conditions" of corporeal and material life. The author herself admits in the introduction that the themes she addresses throughout *The Incorporeal* are only tangentially relevant for feminist thought, although I would argue that few issues are more topical for women's and gender studies today than thinking through the ways the material and the immaterial, as mutually constitutive forces, structure our ethical and political relations.

One of Grosz's concerns is that materialism has verged on a reductive monism that ignores the participation of incorporeal and immaterial forces in the shaping of the world we live in. Speaking of *extramaterialism* as the presence of "ideality, conceptuality, meaning, or orientation", Grosz defines the incorporeal as "the subsistence of the ideal *in* the material or corporeal" (5), and is quick to clarify that her project is not an antimaterialist one, but rather "an attempt to produce a more complex, more wide-ranging understanding not only of materiality but the framing conditions of materiality that cannot themselves be material" (5). Throughout the book, Grosz remains committed to exploring this "entwinement of the orders of materiality and ideality" while avoiding falling into the culprits of classic dualist or monist models. The ideality of the incorporeal becomes then the necessary condition for thought to emerge as a corporeal, material process, a distinct yet inseparable plane. For Grosz, the monist conflation of the ideal and the material realms remains just as unsatisfying as the dualist foundational schism between matter and form, body and thought.

One of the ways Grosz disrupts these monist tendencies is by considering futurity and becoming, or the orientation towards the future and how it is conceived and actualized in the present moment. Futurity, by lacking an immediate material form, allows Grosz to disentangle the ethics and politics of her ontological analysis from a reductive monist materiality. In its place, futurity and becoming encapsulate how politics and ethics shape the world we live in, as the

author articulates the incorporeal and the immaterial as forces that participate in the commonality of our being in the world and in the collective shaping of future becomings.

Throughout the six chapters of *The Incorporeal*, Grosz traces a lineage of Western thought addressing the incorporeal and how materiality “exceeds materialism” via a philosophical genealogy she describes as “erratic,” clarifying from the start that she is not “undertaking an analysis of a coherent history” but rather looking for turning points and for the “strongest and clearest expression” of what she provisionally terms “the incorporeal” (4-5). Encompassing a thorough engagement with the works of Spinoza on substance, Nietzsche on *amor fati*, Deleuze and Guattari on immanence, Simondon on the preindividual and Ruyer on autoaffection, the book tracks this strand of thought all the way back to the Greek and Roman Stoics, for whom matter necessarily required extramaterial conditions through which it is framed, thought, and articulated.

Searching for ways to think materiality and ideality together, Grosz begins by engaging with the Stoics in Chapter One and their attempt to bring together an understanding of the world beyond human experience with “an ethics of existence and an art of living well, beyond received accounts of morality” (6). In Chapter Two, she turns to Spinoza’s monism to look into how human and nonhuman affective connections with the world come to shape an ontoethics actualized in relations that either enhance or diminish the striving to persevere, or what Spinoza calls *conatus*. In Chapter Three, Nietzsche’s concept of *amor fati*, the love of fate, propels Grosz to reconsider the energetic forces at work in the development of an affirmative ethics where the material world, along with its immaterial underpinnings, orients all life forms towards their creative fulfillment. In Chapter Four, Grosz tackles incorporeality via Deleuzian thought, both in his collaborations with Guattari and in his single authored books, placing it at the core of her philosophical genealogy of “the impossible division between the material and the immaterial” (131). For Grosz, the “quasi-concept” of the plane of immanence, which Deleuze and Guattari introduce in *A Thousand Plateaus* and further develop in *What is Philosophy?*, becomes crucial for elaborating the incorporeality she is concerned with, a conceptual corporeality populated by concepts, understood as the “philosophical elementary particle” (142), emerging historically but requiring no material formation to exist. Finally, in Chapters Five and Six, Grosz departs from household names in Western philosophy and contemporary critical theory to consider the contributions of two lesser known authors: Gilbert Simondon, whose ideas on individuation provide insight into how ideality and incorporeality might function across biological processes like ontogenesis, or psychological ones like the individuation of the subject; and Raymond Ruyer, a philosopher of science whose work focuses on the movement towards finality that marks “every mode of materiality with a sense, direction or orientation that we can understand as ideal” (210), whereby even the most elementary particles are always already immersed in and capable of generating ideality.

I would have liked to see Grosz formulate in more detail how the incorporeal might function not only as the *condition* of the corporeal, but how materiality

also shapes and provides the conditions for incorporeal events and structures. Managing to avoid either a monist or a dualist impulse, Grosz demonstrates how matter and form may jointly provide the ontological conditions for the development of human and nonhuman consciousness, and comes remarkably close to demonstrating how this oddity may occur, but seems to me on several occasions to give primacy to the incorporeal conditions underlying the material. In my view, the incorporeal and the corporeal are mutually constitutive forces that cannot be reduced to one or another, nor kept radically separate, and this constant conjoining of still distinguishable realms is what I understand to be politically and ethically productive for analyzing power relations within new materialist ontologies. Grosz makes a substantial contribution to rethinking how the incorporeal participates in our material, corporeal lives, and *The Incorporeal* makes for a riveting and rewarding read – no doubt a game changer for the field of new materialisms and material ontologies.

Forsch(ung)en im Grenzgebiet

Josch Hoenes/Michael_a Koch (Hg.)(2017): *Transfer und Interaktion: Wissenschaft und Aktivismus an den Grenzen heteronormativer Zweigeschlechtlichkeit*. Oldenburg: BIS (€22,80, 329 S.)

Forschungen ‚am Rand der Zweigeschlechtlichkeit‘ sind bislang auch in der Geschlechterforschung ein marginal verhandeltes Feld. Verwunderlich ist dies nur begrenzt: Während sich in den USA die *trans studies* parallel zu den *queer studies* in den 1990er Jahren formierten und in dieser Zeit auch erste medizin-kritische, sozialwissenschaftliche Forschungen zu Inter* erschienen (zu nennen sind hier etwa Morgan Holmes, Anne Fausto-Sterling und Suzanne Kessler), formierten sich geistes- und sozialwissenschaftliche Forschungsfelder zu diesen Themen im deutschsprachigen Raum erst seit Beginn des 21. Jahrhunderts. Die Geschlechterforschung verhandelt *queer* auch weiterhin vornehmlich in Bezug auf (Homo)Sexualität, während die Berücksichtigung von *queer* als Kritik an *sex*, *gender* und *desire* sowie als wissenschaftstheoretische Kategorie nur vereinzelt erfolgt. Der Band „*Transfer und Interaktion*“ von Josch Hoenes und Michael_a Koch stellt Forschungen zu und mit Trans* und Inter* als nicht zu vernachlässigende Perspektiven heraus und leistet so einen wichtigen Beitrag für die Sichtbarkeit von Forschungen (und Forschenden) in diesen Bereichen.

Der Sammelband gliedert sich in vier thematische Schwerpunkte, denen je drei oder vier Artikel zugeordnet sind, daneben findet sich das Skript einer Performance. Es werden im Sinne einer ‚queeren Epistemologie‘ *erstens* Fragen nach den Produktionsbedingungen marginalisierten Wissens reflektiert und damit die Stellung der hier dokumentierten Forschungen im Kontext deutschsprachiger *trans/queer studies* kritisch in den Blick genommen. Die Texte des *zweiten Teils* präsentieren partizipative Forschungsansätze, die verschiedentlich die Gewalt gegen trans* Menschen sichtbar machen, der *dritte Teil* verhandelt „Regulierungen von Transsexualität“ (12) und „politische Strategien und Formen der Community-Bildung“ (17) der Trans*-Bewegungen im Verlauf der Zeit. Im Anschluss daran findet sich das Skript der Performance von **Emil*ia Cremer** und **René_Hornstein**. Mit diesem Beitrag wird der konstatierte Konnex von Aktivismus und Forschung in der Konzeption des Bandes konkret umgesetzt: Das Skript ihrer Performance „(Un)Zusammenhängende Wörter – privilège oblige“ verhandelt auf humorvolle Weise die Notwendigkeit der Reflexion der unterschiedlichen Positionierungsanforderungen an Forschungen und Aktivismus in diesem Bereich und weist *en passant* mögliche Fallstricke auf, die eine bisher ausbleibende Auseinandersetzung mit Privilegien zeitigt. Der *vierte Teil* des Bandes verhandelt diese konkrete Verknüpfung von Kunst und kritischer Wissensproduktion aus kunst- und literaturwissenschaftlichen Perspektiven: Es finden sich verschiedene Zugänge, die die Potentiale und Grenzen kultureller und künstlerischer Repräsentationen für wissenschaftliche Wissensproduktion reflektieren.

Die Auflistung der Schwerpunkte lässt bereits ein Ungleichgewicht der Beiträge im Hinblick auf die Repräsentation von Trans* und Inter* vermuten, zahlreiche Denkbewegungen der im Kontext Trans* verorteten Beiträge können jedoch als äußerst fruchtbar für – wortwörtlich – diverse Forschungen an den Grenzen heteronormativer Zweigeschlechtlichkeit betrachtet werden. Als Beispiele für solche ‚inkluisiven‘ Ansätze werden in Anlehnung an die Strukturierung des Sammelbandes Beiträge aus drei der vier Schwerpunkte besprochen: jene von Uta_n Schirmer (queere Epistemologie), Tamás Jules Fütty (partizipative Forschungsansätze) und Anthony Clair Wagner (kulturelle und künstlerische Repräsentationen).

Uta_n Schirmer nimmt in „Identitätskritik und Positionierungen“ Praktiken und Modi der Positionierung von Forschenden (als trans*, nicht-trans*, lesbisch/schul etc.) genauer in den Blick. Schirmer erarbeitet am konkreten Beispiel ihrer eigenen, unterschiedlichen Positionierungspraktiken im Prozess der Forschung einen wichtigen Befund für die Reflexion der eigenen Involviertheit in der Sozialforschung: Positionierungen müssen ein fortlaufender, nie abgeschlossener Prozess bleiben, „der immer wieder erneute und selten eindeutig zu treffende Entscheidungen erfordert“ (59), um so der Gefahr einer Essentialisierung zu entgehen. Der Beitrag weist mit seinen Reflexionen insofern über den Kontext der Trans*-Forschung hinaus, als dass die Erkenntnisse nicht nur für Forschungen ‚an den Rändern der Sozialität‘ richtungsweisende Hinweise geben können. Er lässt sich zudem als Kritik an normativer Epistemologie generalisieren: Wissen ist immer „lokal, verkörpert und partikular“ (40) und di_er Forscher_in kommt nie um einen Einbezug der eigenen Positioniertheit herum, möchte si_er redliche Forschung betreiben.

Tamás Jules Fütty stellt in seinem Beitrag „Normalized violence – normative Gewalt gegen Trans*Menschen im Kontext von Biopolitik“ die komplexen intersektionalen Verweisungszusammenhänge heraus, in die die heterosexuelle Subjektivation, verstanden als Disziplinierungs- und Regulationsprozess, eingebettet ist. Fütty zeigt auf, dass es zu kurz greift, ausschließlich die Gender-Regulierungen in den Blick zu nehmen. Stattdessen legt erst eine biopolitisch informierte, intersektionale Perspektive auf die Gewalt gegen trans* Menschen offen, dass gerade durch die Kopplung von „Subjektstatus, Intelligibilität und Staatsbürger/innenschaft an Zweigeschlechtlichkeit [...] der Staat und seine Institutionen zu den Hauptakteuren von Gewalt gegen Trans*Menschen“ (120) gehören. Innerhalb der Kategorie Trans* werden so Differenzierungen durch Rassifizierungen erzeugt, die verstärkt trans* BIPoC (Black, Indigenous and People of Color), trans* Sexarbeiter_innen und trans* Geflüchtete für lebensbedrohliche Gewalt und vorzeitige Tode (bspw. auch durch schlechtere Gesundheitsversorgung) exponieren (vgl. 119).

Anthony Clair Wagner arbeitet in dem Beitrag „Wieder-Aneignung des Monsters“ ausgehend von biographischen Erfahrungen und vor dem Hintergrund von Michel Foucaults Arbeiten zum Anormalen die Modi der Verwerfung heraus, die mit der Genealogie der Norm als weiß, männlich, christlich, heterosexuell und nicht behindert alles davon Abweichende als monströs markieren. Der Beitrag ist insofern hervorzuheben, als seine Bedeutung über den Kontext

Trans* hinaus insbesondere dadurch entsteht, dass Wagner Inter* in seiner Komplexität als eigen_sinniges Phänomen erfasst und somit auch in Abgrenzung und Ergänzung zu Trans* präsentiert. Mit den *somatechnics of monstrosity* (251) präsentiert Wagner ein Konzept, das es erlaubt, Techniken, mit denen Abweichendes zum Monströsen erklärt wird, als sozial konstruiert und damit gerade nicht den als abnormal Gekennzeichneten intrinsisch herauszustellen. Mit den *somatechnics* bemüht Wagner einen Ansatz, der es durch seinen expliziten Einbezug des Körpers (Soma) nicht nur erlaubt, die medizinischen Zurichtungen von Inter* als menschenrechtsverletzende Praktiken sichtbar zu machen. Darüber hinaus schafft Wagner einen konzeptionellen Raum für die Berücksichtigung der somatisch fundierten, irreversiblen und ohne umfängliche Information durchgeführten Zurichtungen intergeschlechtlicher Körper – die ausdrücklich von Erfahrungen der somatisch fundierten Transition zu unterscheidenden sind.

„Transfer und Interaktion“ möchte „Einblick in *ein* sich auch im deutschsprachigen Raum gerade herausbildendes Forschungsfeld“ (12, Herv. JAG) geben – diese Ineinsetzung von Zielen der solidarischen Forschungen im Bereich Inter* mit Anliegen solcher im Bereich Trans* verkennt jedoch wichtige Unterschiede. Medizinkritische Forschungen im Bereich Inter* haben immer auch die Sichtbarmachung und Kritik der Verletzung von Menschenrechten zum Ziel und oft ist die Kooperation mit *Dis_ability/Crip*-Aktivist_innen für den Einsatz gegen die Zurichtungen intergeschlechtlicher Körper und für die Entschädigung der durch die Verletzungen entstandenen physischen und psychischen Schäden sowie Folgeerkrankungen zielführend. Inter* bewegt sich damit als Forschungsfeld weder ausschließlich noch primär im Kontext der *queer studies* und sollte, will der Band seinem Anspruch gerecht werden, eigentlich als eigenständiges Forschungsfeld unabhängig von Trans* herausgestellt werden. Die Herausgeber_innen konstatieren auch, dass sowohl im Band als auch auf der dem Band vorangegangenen Tagung Inter*-Positionen sehr viel schwächer vertreten sind bzw. waren (vgl. 14). Sie deuten als Begründung zumindest an, dass für dieses Ungleichgewicht auch „die Nähe zu queeren Bewegungen mitgespielt haben“ (14) mag – eine explizite Distinktion der unterschiedlichen Positionierungen von Inter* und Trans* im Kontext *queerer* Forschungen und Aktivismen bleibt aber aus. So lassen sich im Sammelband nur drei Artikel mit primärem Inter*-Bezug finden und sollen hier nicht unerwähnt bleiben. Die Artikel von **Michael_a Koch** und **Angelika Baier** thematisieren Inter* aus literaturwissenschaftlicher Perspektive und loten die Grenzen und Möglichkeiten der Repräsentation von Inter* in autobiographischen Texten für ein solidarisches Sprechen über Inter* bzw. wissenschaftlichen wie künstlerischen Texten für eine textbasierte Kritik am medizinischen Umgang mit Inter* aus. Der Beitrag von **Lena Eckert** leitet den neo_kolonialen Gehalt der Kategorie Inter* historisch her, indem die kolonialisierenden Praktiken der *clinical ethnology* nach Stoller und Herdt mittels *close reading* an einem Interview exemplarisch herausgearbeitet werden. So ertragreich diese Artikel für ihren jeweiligen Wirkungsbereich auch sind: Eine Standortbestimmung aktueller Inter*Forschung, auch in Bezug auf gegen-

wärtig stattfindende soziale Entwicklungen, kann nur bedingt erfolgen – der konstatierte Einblick in das Forschungsfeld bleibt so ein äußerst begrenzter.

Hoenes und Koch ist aller Kritik zum Trotz ein im deutschsprachigen Raum bislang einzigartiger Sammelband gelungen, der unterschiedlichste Forschungsperspektiven aus den Bereichen Trans* und Inter* versammelt und so eine erste Bestandsaufnahme ermöglicht. Der Band kann insgesamt auch als Einladung zu einer Reflexion des Umgangs der Geschlechterforschung mit Forschungen an den Grenzen der Zweigeschlechtlichkeit gelesen werden: Erhalten solche Forschungen genug Raum? Gibt es Herangehensweisen, die eine explizite Partizipation von Forscher_innen aus diesem Bereich am Mainstream der Geschlechterforschung ermöglichen (oder gar als notwendig herausstellen)? Und werden diese Forschungen tatsächlich gehört im Sinne einer qualitativen Partizipation oder handelt es sich um die bloße Berücksichtigung, die auf der Ebene der Quotierung verharret (quantitative Partizipation), in letzter Konsequenz aber nicht zu einer tatsächlichen Einbindung solcher Forschungen in den Diskurs führt? Der Band bietet damit wahrlich vielfältige „Denkanstöße für künftige Auseinandersetzungen“ (Klappentext) und ist ebenso lesenswert wie lehrreich.

Aufsatz aus dem offenen Call

Bianca Prietl

Ingenieurinnen, die es geschafft haben!?

Symbolische Marginalisierungen prekärer Subjekte

Zusammenfassung: Dieser Beitrag fragt nach der Bedeutung einer männlich verfassten kulturellen Wissensordnung im Feld der Technik für die Subjektansprüche und (An-)Erkennung von Ingenieurinnen. Auf Basis qualitativer Interviews mit Ingenieurinnen, die als Führungskräfte im deutschsprachigen Bereich erneuerbarer Energien tätig sind, wird gezeigt, wie diese ihr Berufsfeld (vordergründig) als ein geschlechtergerechtes beschreiben, zugleich aber Marginalisierungserfahrungen qua Geschlecht thematisieren. Diese von den Interviewten unaufgelöst bleibende Disparität in der diskursiven Praxis wird als Effekt von symbolischer Gewalt als auch von spezifischen Aussageregeln im technischen Feld interpretiert. Ziel ist es, besser zu verstehen, wie Ingenieurinnen als prekäre Subjekte hervorgebracht und die Teilhabechancen von Männern und Frauen im Ingenieurberuf auf der symbolischen Ebene kultureller Wissensordnungen reguliert werden.

Schlagwörter: Ingenieurinnen, symbolische Marginalisierung, prekäre Subjekte, erneuerbare Energien, qualitative Interviewstudie.

Women engineers who made it!?

Symbolic marginalization of precarious subjects

Abstract: This article examines the meaning of an androcentric cultural knowledge system in the field of technology for the subject claims and the recognition of women engineers. Qualitative interviews with women engineers, who occupy leading positions in the German-speaking renewable energy sector, show that they describe their professional field as an (ostensibly) gender-fair one, while at the same time reporting experiences of gender-based marginalization. This disparity in discursive practice, which remains unresolved by the interviewees, is interpreted as an effect of symbolic power and discursive rules of expression in the technical field. The aim is to better understand how women engineers are produced as precarious subjects and how the opportunities of participation for men and women in engineering are regulated at the symbolic level of cultural knowledge systems.

Keywords: women engineers, symbolic marginalization, precarious subjects, renewable energies, qualitative interviews.

Ingenieurinnen: berufliche Minorität und kulturelle Marginalisierung

Frauen in der Technik sind Gegenstand vielzähliger Forschungen, die weit über den Befund ihrer strukturellen Unterrepräsentanz hinausweisen (Schreyer 2008). Im Fokus stehen Marginalisierungserfahrungen von Technikerinnen und Exklusionsmechanismen entlang eines metaphorisch als *leaky pipeline* bezeichneten Ausbildungs- und Karriereweges (überblicksartig

Mills et al. 2014; Teubner 2009). Beschrieben werden vergleichsweise hohe *drop-out* Raten von Ingenieurstudentinnen und Hürden beim Berufseinstieg (Foor/Walden 2009; Tonso 1999; Dryburgh 1999; Engler 1993) sowie Benachteiligungen im Karriereverlauf (Robinson/McIlwee 1991), die nicht selten mit dem Ausscheiden aus dem Beruf enden (Erlemann 2002). Die soziale Situation von Ingenieurinnen wird dabei als sog. *double bind* charakterisiert, wonach diese mit widersprüchlichen sozialen Erwartungen einmal als Angehörige der Genusgruppe der Frauen und einmal als Angehörige einer technisch-ingenieurwissenschaftlichen Berufsgruppe konfrontiert sind. In diesem Spannungsfeld verfolgten sie variable, zum Teil konfligierende Strategien der Identitäts- oder Subjektkonstruktion, um als *one of the boys* (An-)Erkennung zu finden (Hatmaker 2013; Powell et al. 2009; Jorgenson 2002; Kvande 1999). Im Anschluss an kultursoziologische Perspektiven werden diese Widersprüchlichkeiten zwischen einem technischen Berufshabitus und einem vergeschlechtlichten Habitus von Frauen als „Habitusambivalenzen“ (Mucha 2014; Gorlov 2009; Ihlen 2006; Janshen/Rudolph 1987) bzw. Effekt einer männlichen „culture of engineering“ (zuerst Hacker 1981: 341; auch Dryburgh 1999; Robinson/McIlwee 1991) gefasst. Unter Rekurs auf Konzepte der Männlichkeitenforschung wird zudem auf die enge Verknüpfung von Technik mit Männlichkeit sowohl im gesellschaftlichen Alltagswissen, als auch im Fachwissen von Ingenieur_innen und Technikwissenschaftler_innen verwiesen (Wajcman 1991: 137-161; Lohan/Faulkner 2004; Paulitz 2012). Wer überhaupt als Ingenieur_in angesehen und (an-)erkannt wird, stellt hier wie da keinen geschlechtsneutralen Tatbestand dar (Frehill 2004; Paulitz/Prietl 2013; Prietl 2016a); vielmehr deutet sich ein symbolisches Spannungsverhältnis zwischen männlich verfassten Berufs- und Fachnormen und der geschlechtlichen Positionierung von Ingenieurinnen als Frauen an.

Vor diesem Hintergrund fragt der vorliegende Beitrag mit Blick auf die symbolische Ebene der kulturellen Wissensordnung im Feld der Technik, welche Bedeutung androzentrisch verfasste Fach- und Berufsnormen für die Subjektansprüche und (An-)Erkennung von Frauen in diesem Betätigungsfeld haben. Er tut dies mit Blick auf Ingenieurinnen, die als Führungskräfte im Bereich erneuerbarer Energien in Österreich und Deutschland tätig sind. Die Ingenieur-tätigkeit im Bereich regenerativer Energien stellt einen geschlechtersoziologisch interessanten Gegenstand dar, gilt der Ingenieurberuf doch als strukturell wie symbolisch männlich verfasst, während erneuerbare Energien ob ihrer – zumindest symbolischen – Nähe zu Natur, Ökologie und Nachhaltigkeit im öffentlichen Diskurs und nicht zuletzt auch von Gleichstellungsakteur_innen als besonders attraktiv für Frauen gehandelt werden (Panser/Meyer 2011). Ein Blick auf die strukturellen Geschlechterverhältnisse stimmt jedoch weniger euphorisch und bescheinigt dem Regenerativenergiebereich ähnlich niedrige Frauenanteile wie der konventionellen Energie- und Wasserwirtschaft (Thielmann et al. 2005). Auch für die symbolische Ebene der kulturellen Wissensordnung wurde jüngst gezeigt, dass den fachlich-beruflichen Selbstverständnissen von Ingenieur_innen im deutschsprachigen Bereich erneuerbarer Energien changierende Facetten einer männlich verfassten Deutung von Ingenieurarbeit und ihren Träger_innen

zugrunde liegen (Prietl 2018, 2017). Es scheint also voreilig als auch simplifizierend von der sog. Energiewende auf eine Geschlechterwende in der Technik zu schließen. Mit Ingenieurinnen in Führungspositionen ist außerdem eine Gruppe von Frauen adressiert, die – mit der organisationssoziologischen Geschlechterforschung gesprochen – sowohl dem sogenannten *Drehtüreffekt* (zuerst: Jacobs 1989) getrotzt als auch die sinnbildliche *gläserne Decke* durchbrochen haben (zuerst: Reskin 1986). Wie nachfolgend gezeigt wird, erweist sich die diskursive (Selbst-)Positionierungspraxis dieser Ingenieurinnen als hochgradig ‚brüchig‘: So beschreiben sie ihr Berufsfeld – zumindest vordergründig – als ein geschlechterneutrales, thematisieren jedoch gleichzeitig Marginalisierungserfahrungen, die sie qua Geschlecht machten. Diese von Seiten der Interviewten unaufgelöst bleibende Disparität von (Chancen-)Gleichheitsbekundungen und Marginalisierungserfahrungen wird als Effekt symbolischer Gewalt als auch spezifischer diskursiver Aussageregeln im technischen Feld interpretiert. In einer derart verfassten Wissensordnung bleibt der Subjektstatus von Ingenieurinnen stets prekär, d.h. unsicher und jederzeit widerrufbar.

Diskursive Praktiken der Subjektkonstituierung im technischen Feld:
theoretischer und empirischer Zugriff

Um die kulturelle Wissensordnung im ingenieurwissenschaftlichen Bereich erneuerbarer Energien und ihre Bedeutung für die Subjektansprüche von Ingenieurinnen in diesem Betätigungsfeld in den Blick zu nehmen, wird eine genealogisch-wissenssoziologische Perspektive eingenommen (Paulitz 2012: 47-58). Diese verknüpft ‚punktuell‘ Foucaults (2012 [1976]) Konzept des Macht/Wissens mit Bourdieus (u.a. 1985) Habitus- und Feldkonzept, um Individuen als Akteur_innen in einem sozialen Feld zu betrachten, die sich in Abhängigkeit von ihrer relativen Position im Feld und der damit verbundenen Kapitalausstattung in diskursiven Praktiken der Distinktion und Positionierung zu subjektivieren suchen. Dabei folgen sie großteils präreflexiv, nämlich in habitualisierter Form, den im Feld historisch etablierten, diskursiv verfügbaren Deutungsmustern und Normen und beteiligen sich so in den ‚ernsten Spielen des Wettbewerbs‘ an den symbolischen Deutungskämpfen um diese Normen und die mit ihnen verbundenen Subjektpositionen im Feld. Unter einer Subjektposition wird eine kulturelle Kategorie verstanden, mit der berufs- wie geschlechterbezogene Normen der sozialen (An-)Erkennung einhergehen, und die die Möglichkeit von Individuen (vor-)strukturiert, Subjektstatus als (in diesem Fall) Ingenieur_innen zu erlangen. Wie Butler (1993; 2008) betont, sind Subjektivierungsprozesse als Prozesse der Unterwerfung unter diese Normen niemals abgeschlossen und können deshalb stets ‚scheitern‘, etwa wenn der eigene Anspruch auf eine Subjektposition von anderen nicht (an-)erkannt wird. Das von den Beforschten bespielte Feld wird im Anschluss an einschlägige Forschungen (insbesondere Mooraj 2002) als technisches Feld postuliert. Dieses zeichnet sich nicht zuletzt durch eine hochgradig vergeschlechtlichte Anerkennungsstruktur aus, sodass anzunehmen ist, dass die Möglichkeiten von Männern und Frauen in diesem Subjektstatus

zu erlangen, ungleich verteilt sind. Eine solche theoretische Perspektive fokussiert folglich die vergeschlechtlichte und vergeschlechtlichende Verfasstheit von diskursiven Praktiken der Subjektkonstituierung im Feld der Technik und betrachtet die diskursive Hervorbringung der Subjektposition ‚Ingenieur(_in)‘¹ als unauflöslich mit feldspezifischen Machtverhältnissen verbunden.

Empirisch basiert der vorliegende Beitrag auf 16 leitfadengestützten Interviews mit Ingenieur_innen – davon vier Frauen –, die eine Führungsposition in einem von sechs mittelständischen Unternehmen im Regenerativenergiebereich innehalten. Als solche haben die Interviewten im Laufe ihres eigenen Professionalisierungsprozesses die mit der Ingenieurtätigkeit verbundenen (vergeschlechtlichten) Vorgaben und Normen erworben und einen Habitus als Ingenieur_in ausgebildet (Ihsen 2006); zudem können sie ob ihrer Position als Führungskräfte auch als „Gatekeeper“ betrachtet werden, als „Schlüsselpersonen mit Entscheidungsautorität in der Vermittlung von Individuum und Organisation mit Bezug auf Institutionen“ (Struck 2001: 37).² Die Auswahl der Unternehmen und Interviewpartner_innen folgte dem Prinzip des ‚theoretischen Samplings‘ (Strauss/Corbin 1996) und zielte darauf ab, erstens Ingenieur_innen in unterschiedlichen Aufgabenbereichen wie Forschung und Entwicklung oder Konstruktion zu integrieren, zweitens die Struktur des Regenerativenergiebereichs in Österreich und Deutschland mit seiner Mehrzahl an mittelständischen Unternehmen und Vielfalt an Energieträgern zu reflektieren, und drittens sowohl die geschlechterbezogene Majoritäts- wie Minoritätsposition einzubeziehen.³

Von einem Interview abgesehen, fanden alle Interviews in dem die befragte Person beschäftigenden Unternehmen statt und ermöglichten so auch einen Eindruck von deren betrieblichen Umfeld. Im Zentrum der Interviews standen berufliche Orientierungen und fachliche Selbstverständnisse. Gefragt wurde u.a. nach dem beruflichen Werdegang und Alltag, nach Vorstellungen von und Erwartungen an Ingenieur_innen und die eigene Arbeit sowie – gegen Ende der Interviews – nach Einschätzungen zum Geschlechterverhältnis im eigenen Arbeitsumfeld. Die diskursanalytisch ausgerichtete Datenauswertung orientierte sich an den Leitlinien einer Grounded Theory nach Strauss und Corbin (1996). Besondere Aufmerksamkeit galt dabei Brüchen in der diskursiven Praxis, die diskurstheoretisch als besonders instruktiv gelten; denn es sind gerade „das Abwesende, die Risse und Löcher des Diskurses“ (Tuider 2015: 176), die besser zu verstehen helfen, wie herrschaftsförmige kulturelle Wissensordnungen bestimmte „Subjektpositionen hervorbringen und regulieren“ (ebd.: 174). Inhaltlich zielte die Datenanalyse auf die in den Interviews transportierten vergeschlechtlichten Deutungen von Ingenieurarbeit und dem sie ausübenden Subjekt. Folglich wurde nicht nach Unterschieden zwischen Frauen und Männern im Sample gesucht, sondern danach gefragt, wo die Interviewten selbst Geschlechterdifferenzierungen vornehmen oder Vorstellungen von Männlichkeit und Weiblichkeit mit Berufs- und Fachvorstellungen in Verbindung setzen.

Die nachfolgenden Ausführungen fokussieren primär auf jene vier mit Frauen geführten Interviews, wenngleich Befunde aus den übrigen Interviews, die an anderer Stelle veröffentlicht sind mitreflektiert werden, da auch Ingenieure

mit und in ihren Berufs- und Selbstbeschreibungen daran beteiligt sind, Ingenieurinnen als prekäre Subjekte hervorzubringen.⁴ Hauptsächlich wird die Rede jedoch sein von *Anna Adler*⁵, die als Ingenieurin für Technische Chemie die Forschungs- und Entwicklungsabteilung eines österreichischen Unternehmens leitet, das (inter-)nationale Großsolarprojekte realisiert; sowie von Hannah Hahn, Franziska Franken und Julia Jung, die bei demselben Betreiber von Biomassekraftwerken in Deutschland arbeiten. *Julia Jung* ist als Elektrotechnikingenieurin deutschlandweit für den Bereich elektrische Instandhaltung des Unternehmens verantwortlich. *Hannah Hahn*, Doktorin der Verfahrenstechnik und damit mit Anna Adler die zweite Person im Gesamtsample, der ein technisch-naturwissenschaftliches Studium als Zugangsweg zum Ingenieurberuf diene, leitet den Bereich Qualitätsmanagement. Die Maschinenbauingenieurin *Franziska Franken* schließlich arbeitet als Teamleiterin ebenfalls im Bereich Qualitätsmanagement. Sie ist mit unter 30 Jahren die jüngste Interviewpartnerin im Sample und die einzige der interviewten Frauen ohne Kinder (Anna Adler hat eine erwachsene Tochter, Hannah Hahn und Julia Jung ein bzw. zwei Kinder im betreuungspflichtigen Alter).

Diskursive (Selbst-)Positionierung zwischen (Chancen-)Gleichheitsbekundungen und Marginalisierungserfahrungen

Schon eine erste Sondierung der Interviewtranskriptionen lässt erklärungsbedürftige Brüche in den diskursiven Praktiken der befragten Ingenieurinnen erkennen: Einerseits bekunden die Interviewpartnerinnen wiederholt und explizit, keine Nachteile ob ihres Geschlechts erfahren zu haben; andererseits finden sich doch beinahe beiläufig eingestreute Erzählungen von beruflichen Erlebnissen, die eine andere Geschichte erzählen.

Technische Kompetenz und Führungsanspruch als ‚Männersache‘

Die Frage, ob ihr Geschlecht in ihrem Berufsalltag eine Rolle spiele, verneint Julia Jung zunächst, um im selben Atemzug von „Erfahrungen“ zu erzählen, die „man“ – nämlich ‚Frau‘ – als Ingenieurin „klar“ mache:

Und dann klar macht man so seine Erfahrungen [schmunzelt], dass man zu einer Fremdfirma hinkommt, weil man irgendeine Abnahme macht, und hat seinen Meister dabei und dann sagt, wird der Meister begrüßt mit: Ach, haben Sie Ihre Praktikantin mitgebracht. Und wo es dann heißt: Nein, das ist meine Chefin. Dann schlucken alle am Tisch und dann geht es halt weiter. Oder wenn man einmal telefoniert und dann heißt es: Ja, kann ich einmal jemanden von der Technik sprechen. Also solche Sachen gibt es leider immer noch zuhauf. Aber wenn man dann drei, vier Sätze mit denen wechselt und die sehen: Ok, die weiß, wovon sie redet. Dann geht das. (Julia Jung: 367-373)

Julia Jung erzählt hier exemplarisch von zwei Episoden, in denen sie nicht unmittelbar als Führungskraft bzw. technische Fachkraft im wahrsten Wortsinne *erkannt* wurde – Situationen, die offenbar keine Randerscheinungen darstellen. Konkret werde sie bei Fremdfirmen schon einmal für die „Praktikantin“ des sie begleitenden Meisters gehalten und als solche bezeichnenderweise auch nicht selbst begrüßt, sondern in dritter Person dem Meister gegenüber angesprochen. In ihrer selbstverständlichen Positionierung als Praktikantin kommt, so der Interpretationsvorschlag, eine kulturelle Wissensordnung zum Ausdruck, der zufolge es zumindest unerwartet, wenn nicht undenkbar ist, dass eine Frau die Vorgesetzte eines Mannes – zumal im technischen Feld – ist. In der auf die Richtigstellung des Meisters folgenden somatischen Reaktion des kollektiven ‚Schluckens‘ artikuliert sich dieser durch die Anwesenheit und Position der Ingenieurin verursachte Bruch mit der inkorporierten kulturellen Ordnung. Auch die zweite Episode lässt sich als Realisierung einer Wissensordnung lesen, die Frauen nicht in technischen Berufsfeldern vorsieht, wenn Julia Jung in Telefonaten von ihrem Gegenüber nicht unmittelbar als technische Fachkraft wahrgenommen wird. Während es im Kontext der ersten Erzählung offenbar genügt, dass der sie begleitende Kollege ihre Position richtig stellt, um im Arbeitsprozess fortzufahren, scheint im Fall des Telefonats die verbale Erbringung eines Beweises technischer Kompetenz durch die Ingenieurin notwendig.

Folgt man der hier vorgeschlagenen Interpretation, so verweisen Erfahrungen der *Nicht-(An-)*Erkennung von Ingenieurinnen auf symbolische Marginalisierungen im Kontext einer kulturellen Wissensordnung, die technische Kompetenz wie Führung mit Männlichkeit assoziiert. Dies ist als umso bedeutsamer einzuschätzen, als beide Aspekte – wie an anderer Stelle detailliert rekonstruiert (Prietl 2016a) – die zentralen Normen der (An-)Erkennung von Ingenieur_innen im deutschsprachigen Regenerativenergiebereich bilden. Bemerkenswert ist zudem, dass technische Expertise und Leitungsanspruch offensichtlich nicht nur Frauen im Allgemeinen, sondern auch ausgebildeten, beruflich tätigen Ingenieurinnen abgesprochen werden. Ein Studienabschluss und damit objektiviertes Kulturkapital im Bourdieu’schen (1983) Sinne garantieren diesen also keineswegs die Anerkennung der vermeintlich ein für alle Mal verbrieften Kenntnisse und Expert_innenposition. Vielmehr sind Ingenieurinnen fortlaufend gefordert ihre Kompetenz unter Beweis zu stellen oder von anerkannter Seite bestätigen zu lassen. Folglich kann ihr Anspruch auf die Subjektposition ‚Ingenieur(in)‘ durchaus scheitern, um mit Butler zu sprechen, und tut dies offenbar immer wieder auch.

Weniger explizit thematisiert Julia Jungs Kollegin Hannah Hahn geschlechterbezogene Marginalisierungserfahrungen. Gefragt nach den Eigenschaften, Fähigkeiten und Kompetenzen, die man für ihre Tätigkeit brauche – und damit von Seiten der Interviewerin bis hierhin nicht auf das Thema Geschlecht angesprochen –, meint sie u.a., dass es wichtig sei, andere Leute „auch positiv dazu motivieren [zu können], das zu tun, was sie tun sollen“ (491-492). Um dies zu illustrieren, erzählt sie von einer für sie unvergesslichen Begegnung:

Also ich werde eine Szene nie vergessen. Da war ich relativ frisch in dem großen Projekt. Also neue Linie, die wir hier drüben gebaut haben. Und es ging darum, der Baulieferant sollte eine bestimmte Prüfung durchführen und halt auch den Prüfer entsprechend beauftragen, was Geld kostet schlicht und ergreifend. Und er hat gesagt: Nö, macht er nicht. Es war aber eine Genehmigungsaufgabe, das heißt, es ist zu tun und vom Vertrag her auch ganz klar sein Job. Aber er hat gesagt: Nein. Da stand ein Mann, Mitte Ende 40, und sagt: Nö. [schmunzelt] Wie ein trotziges Kind. Und es war nicht. Ich habe an den herangeschwätzt wie dumm, aber der war nicht zu überzeugen. Dann habe ich schließlich den damaligen Projektleiter angerufen und habe gesagt: Können Sie einmal kommen, weil wir kommen hier einfach überhaupt nicht weiter und es es geht nicht. Der kannte den schon schon etwas länger als ich. Der kam mit einer Packung Schokolade [lacht], hat sie hingelegt und hat gesagt: Jakob, du weißt, es ist schon Mist, aber machen müssen wir es. [lacht] Reg dich ab, Kopf durch die Wand ist nicht! Und so in der Art hat der mit dem gesprochen und dann hat der das gemacht. [lacht] Also das ist irgendwie. Also ich saß da mit offenem Mund. Also ich hätte dem Schokolade vorlegen können, so viel ich will, der hätte das bei mir sicher nicht gemacht. Das waren vielleicht auch noch zwei, drei andere Punkte, aber weiß ich nicht. Kommt da diese kleine junge Projektleiterin und erzählt mir sonst etwas. Weiß ich nicht. Wobei ich also der Situation, Gott sei Dank, relativ selten begegnet bin. (Hannah Hahn: 492-516)

In ihrer Selbstdarstellung als „kleine junge Projektleiterin“ entwirft sich Hannah Hahn in dieser Episode in starkem Kontrast zu dem als „Mann, Mitte Ende 40“ charakterisierten Baulieferanten. Dabei werden beide Personen geschlechtlich markiert und deutlich hierarchisch positioniert. Obgleich der Baulieferant bisweilen auch als „trotziges Kind“ stilisiert wird, ist es doch die Interviewte, die sich wiederholt in subordinierter Position präsentiert. So werden dem Baulieferanten mit höherem Alter auch Seniorität und berufliche Erfahrung attestiert, während sie sich als unerfahren beschreibt. In ihrer Selbstdarstellung als „klein“ wird sie auch hinsichtlich des körperlichen Größenverhältnisses als untergeordnet sichtbar, möglicherweise aber auch in metaphorischer Weise als „klein“ und unbedeutend in Relation zu ihrem Gegenüber vorgestellt. Obgleich die Ingenieurin nicht dezidiert zu dem Schluss kommt, dass diese ‚Szene‘ ihrem Geschlecht geschuldet sei, ist die im Vergleich zu dem restlichen Interview auffällige geschlechtliche Markierung ihrer selbst als auch ihres Gegenübers doch ein Hinweis darauf, dass sie im Geschlecht der Beteiligten eine Erklärung vermutet. So wird auch hier eine kulturelle Wissensordnung sichtbar, in der Männer die Autorität von Frauen ohne sachliche Grundlage in Frage stellen (können) und deren Subjektansprüche so zum Scheitern bringen (können). Die Geschichte zeigt auch, dass Ingenieurinnen mitunter gar nicht erst als Mitspielende im technischen Feld zugelassen werden, sondern dass über sie hinweg und an ihnen vorbei mit den eben ‚männlichen‘ Kollegen in den ‚ernsten Spielen des Wettbewerbs‘ gekämpft wird, um bei Bourdieus feldtheoretischer Metapher zu bleiben.

Während das bisher Gesagte im Lichte der Forschung wenig überraschend scheint, sorgt doch das Ende der Erzählung für einige Irritation: Nachdem Hannah Hahn zunächst resümierend festhält, dass ihr eine solche Situation nur selten begegnet sei, fährt sie fort von überwiegend positiven Erlebnissen zu berichten, um schließlich zu dem Schluss zu kommen, dass sie „eigentlich nur positive Erfahrungen gemacht [habe]. Also niemand, der mich jetzt versucht hätte in die Pfanne zu hauen.“ (524-526) Mit diesem Fazit erklärt sie das geschilderte Erlebnis zu einer Ausnahme von der Regel und relativiert es so. Im starken Kontrast zu der erfahrenen Nicht-(An-)Erkennung ihrer Person als legitime Mitspielerin im Berufsfeld bescheinigt sie diesem nun Objektivität und (Geschlechts-)Neutralität und erklärt Geschlecht damit zu einer nicht relevanten Unterscheidungskategorie.

Dieses von den Interviewpartnerinnen nicht als erklärungsbedürftig aufgegriffene Nebeneinander von Gleichheitsbekundungen und geschlechterbezogenen Differenzerfahrungen erinnert auf den ersten Blick an Angelika Wetterers (2003) These der *rhetorischen Modernisierung*. Diese betont eine gegenwärtig zu beobachtende Disparität bzw. „Widerspruchs-Konstellation“ (ebd.: 289) zwischen der symbolischen Ebene der Diskurse und der Ebene der sozialen Strukturen und Praktiken, wonach der Geschlechtergleichheit zwar das Wort geredet werde, Geschlechterungleichheiten jedoch in der Praxis reproduziert würden. Aus diskurstheoretischer Perspektive ist die dieser These zugrundeliegende Annahme einer strikten Trennung von diskursiver und praktisch-struktureller Ebene und die damit einhergehende Reduktion von Sprechen auf bloße Rhetorik zu beklagen (siehe für diese Kritik auch Nentwich 2014); bedeutsamer ist jedoch, dass die tendenzielle Blindheit für Brüche auf Ebene des Diskursiven den empirischen Daten nicht gerecht wird. Denn tatsächlich werden im vorliegenden Interviewmaterial v.a. Disparitäten *innerhalb* des Diskursiven sichtbar, wenn im unmittelbaren Anschluss an eine Marginalisierungserzählung die Gültigkeit von (Chancen-)Gleichheitsnormen bekundet wird. Letztere treten zwar offensiver zu Tage, weshalb erstere aber keineswegs aus dem Diskurs ‚verschwunden‘ sind.

Näher kommt man den Interviewdaten mit Pierre Bourdieus (2005) Konzept der *symbolischen Gewalt*, das er paradigmatisch am Beispiel der männlichen Herrschaft ausgeführt hat. Ihm zufolge gehen die Denk-, Wahrnehmungs- und Deutungsschemata von Männern und Frauen – Herrschenden und Beherrschten – aus denselben Strukturen hervor, sodass Frauen sich selbst nur mit den Augen der Herrschenden sehen könnten und so ob der Übereinstimmung von kultureller Ordnung und vorfindbaren Strukturen letzteren stillschweigend zustimmen und sich unbewusst an ihrer Reproduktion beteiligten. Der Befund, dass Ingenieurinnen Marginalisierungserfahrungen ‚klein reden‘ und relativieren, lässt sich dann als Effekt symbolischer Gewalt verstehen, die dazu führt, dass Ingenieurinnen Benachteiligungen gewissermaßen für ‚gut und richtig‘ anerkennen, da sie im Einklang mit den von ihnen inkorporierten Prinzipien der Weltsicht stehen. Die empirisch vorfindbaren Disparitäten in der diskursiven Äußerungspraxis und ihre Bedeutung für die Hervorbringung und Regulierung

von Subjektpositionen können mit diesem Analyseinstrument jedoch nicht gänzlich verstanden werden.

Gerade diese Brüchig- und Widersprüchlichkeit von Diskursen und kulturellen Wissensordnungen betont Michel Foucault (2012 [1976]). Ihm zufolge bilden „die Sachen, die zu sagen man sich weigert oder die zu nennen man verbietet, [...] Elemente, die neben den gesagten Dingen, mit ihnen und im Verhältnis zu ihnen in Gesamtstrategien funktionieren.“ (ebd.: 33) Das Nichtsagbare bildet also weniger eine „absolute Grenze des Diskurses“ (ebd.) als vielmehr die andere Seite derselben Medaille und funktioniert im Konzert mit dem, was als denk- und sagbar gilt. Gemeinsam lassen sie auf die Aussageregeln des Diskurses schließen, die ihrerseits der Aufrechterhaltung der herrschenden kulturellen Ordnung mit ihren (vergeschlechtlichten) Subjektpositionen dienen. So trägt die relativierende Rede über geschlechterbezogene Marginalisierungen die (vorgeblich) gültige (Chancen-)Gleichheitsnorm ebenso mit, wie sie die Subjektposition ‚Ingenieur(in)‘ als (geschlechts-)neutral in Erscheinung treten lässt. Indem die Akteur_innen im technischen Feld den Mantel des Schweigens über Marginalisierungen breiten, stützen sie die rechtlich institutionalisierte und feldhistorisch bedeutsame Objektivitäts- und Neutralitätsnorm.

Mutterschaft als Konkurrenz zu männlich verfasster Einsatzfähigkeit

Die Frauen- und Geschlechterforschung wies schon früh auf die unauflöslche Verbindung der vergeschlechtlichten Arbeitsteilung in Produktions- und Reproduktionssphäre hin (Becker-Schmidt 1987). Aktuelle Studien zeigen, dass Frauen auch auf der symbolischen Ebene kultureller Wissensordnungen Zuständigkeit für Care-Aufgaben attestiert wird und diese als un- oder zumindest schwer vereinbar mit beruflichen Anforderungen gehandelt werden (siehe für den Regenerativenergiebereich Prietl 2016b; für das wissenschaftliche Feld Paulitz et al. 2015). Auch die interviewten Ingenieurinnen thematisieren das Spannungsverhältnis von privaten Fürsorgepflichten und beruflicher Einsatzfähigkeit – weniger jedoch als eine sich für sie stellende Frage der Vereinbarkeit, denn als eine Zuschreibung, die ihren Anspruch auf verantwortungsvolle (Leitungs-)Positionen untergräbt.

Gefragt nach der Bedeutung ihres Geschlechts für ihren beruflichen Werdegang, antwortet Hannah Hahn zunächst in Einklang mit ihrem oben skizzierten Resümee und entsprechend der rekonstruierten diskursiven Aussageregeln: „Also ich hatte hier immer das Gefühl, respektiert zu sein auf eine Art, wo ich mir gesagt habe: Wow, das hätte ich jetzt nicht gedacht.“ (812-814) Für die Zuhörer_innen beinahe plötzlich schließt sie jedoch mit einer Erzählung an, die vieles zum Ausdruck bringt, wohl aber kaum den ihr entgegen gebrachten Respekt:

Und, ja, auf der Ingenieursebene oder Arbeitsgestaltungsebene hatte ich oft den Eindruck, dass es Phasen gab, wo man mir Dinge nicht gegeben hat, weil man dachte: Uhhh, vielleicht wird sie schwanger. Also zum Beispiel Projekt *Neue Kraftwerkslinie*, das große Projekt, das ich von vorne bis hinten mitgemacht habe, aber

anfangs ging es darum: Wer macht die Projektleitung? Und da habe ich gesagt: Hier, ich würde es machen. Und dann hieß es: Nö, [*abschätziges: mhm, och, (.) pff*]. Man hat jemand anders gefunden. Und ich hatte nur den Bereich Wasserdampf-Kreislauf am Anfang. Und auch das nur. Da kam doch tatsächlich irgendwie mein damaliger Abteilungsleiter zu mir und sagt: Aber Sie bleiben da schon dabei und werden nicht zwischendrin schwanger. So. Unter uns gesagt. [*lacht*] Ja, also das ist bei denen immer im Hinterkopf gewesen. (Hannah Hahn: 828-842)

Diese Ausführung macht nicht nur deutlich, dass sich die Interviewte (mehr-mals) beruflich übergangen sieht, sondern auch, dass sie einen negativen Zusammenhang zwischen beruflicher Beförderung und einer ihr potentiell attestierten Schwangerschaft vermutet. Der in der konkreten Aussage ihres Vorgesetzten angelegte Kontrast von Schwangerschaft und ‚dabei bleiben‘ artikuliert das symbolische Spannungsverhältnis im Zusammenspiel von beruflicher Einsatzbereitschaft und Leistungsfähigkeit einerseits und privaten Fürsorgepflichten andererseits. Wie sich in diesem Interviewausschnitt zeigt, muss sich dieses Spannungsverhältnis keinesfalls in einer ‚tatsächlichen‘ zeit-ökonomischen Konkurrenz realisieren; vielmehr genügt die Möglichkeit einer Schwangerschaft, um die Einsatzbereitschaft und Leistungsfähigkeit von Frauen in Zweifel zu ziehen. Betrachtet man den Anspruch von Hannah Hahn auf die Position der Projektleitung, so scheitert dieser hier an einer kulturellen Wissensordnung, die Care-Verpflichtungen nicht nur unhinterfragt und generalisierend bei Frauen verortet, sondern diese zudem in einem Konkurrenzverhältnis zu Produktionsaufgaben fasst, mit dem Effekt, dass Frauen als (potentielle) Mütter zumindest von verantwortungsvollen Positionen (symbolisch) ausgeschlossen werden. Auffällig ist in diesem Interviewauszug der Einschub – „[u]nter uns gesagt“ –, der die Interviewerin mit einem Schweigegebot belegt und die Erzählung in den Bereich des Nichtsagbaren verweist. Hier zeigt sich erneut eine diskursive Aussageregeln, die geschlechterbezogene Diskriminierungen als nicht sagbar ausnimmt und damit zur Aufrechterhaltung der Gleichheitsnorm im technischen Feld – trotz gegenteiliger Erfahrungen – beiträgt. Dass es insbesondere eine (potentielle) Elternschaft ist, die die Subjektansprüche von Ingenieurinnen scheitern lässt, zeigt sich auch in dem Interview mit Anna Adler. Sie betont ihre Einsatzbereitschaft unter Verweis darauf, dass sie keine privaten Fürsorgepflichten (mehr) hätte; macht aber keinen Hehl daraus, dass sie dennoch Grenzen ihrer Verfügbarkeit setzt:

Oder für mich ist es auch keine keine Affäre eben am Abend zu arbeiten, am Wochenende zu arbeiten. Und das mache ich gerne. Meine Tochter ist auch schon 23 Jahre alt, also ich habe keine Verpflichtungen mehr. Also mich stört das nicht und ich mache es sogar gerne, muss ich sagen. Was wichtig ist: Ich habe mich gegen ein Firmentelefon gewehrt. Das ist etwas ganz etwas Tolles. (Anna Adler: 967-977)

Anna Adler erklärt hier, dass sie gerne und bereitwillig außerhalb der üblichen Arbeitszeiten arbeite.⁶ Eine ihr offenbar „wichtig[e]“ Grenze der beruflichen Verfügbarkeit zieht sie hingegen unter Verweis auf ein „Firmentelefon“, gegen

das sie sich „gewehrt“ habe. Auf Nachfrage erklärt sie, dass das „eine gute Form [sei], um sich auch abzugrenzen“ (984). Offensive Abgrenzungsbemühungen gegenüber einer allzeitigen Verfügbarkeit scheinen also keineswegs grundsätzlich unsag- wie undenkbar. Vielmehr scheint es, legitime, d.h. sag-, denk- und anerkannte, Formen der Grenzziehung zu geben – etwa, wenn man nicht rund um die Uhr telefonisch erreichbar sein möchte – und illegitime. Letztere beziehen sich offenbar auf familiäre Verpflichtungen, deren Einsatzbereitschaft und Engagement dadurch in der (An-)Erkennung durch andere bedroht werden (können). Folgt man dieser Lesart, wird hier eine männlich verfasste Norm von Leistungsfähigkeit sichtbar. Dafür spricht auch, dass keiner der interviewten Ingenieure in vergleichbarer Weise eine Verbindung zwischen seiner beruflichen Laufbahn und seiner privaten Lebensführung diskursiv deutungsmächtig macht – und das, obgleich mehrere Kinder im betreuungspflichtigen Alter haben.⁷

Ingenieurinnen als prekäre Subjekte

Der vorliegende Beitrag hat im Anschluss an Arbeiten zu androzentrisch verfassten Fach- und Berufsnormen in technisch-ingenieurwissenschaftlichen Betätigungsfeldern danach gefragt, welche Bedeutung diese geschlechtliche Verfasstheit der kulturellen Wissensgrundlagen im technischen Feld für die Subjektansprüche und (An-)Erkennung von Frauen in diesem hat – insbesondere wenn sich diese in Führungspositionen befinden und es insofern ‚nach oben geschafft‘ haben. Wie gezeigt wurde, sehen sich die interviewten Ingenieurinnen – im starken Kontrast zu ihrer formalen Position – stets ‚in Gefahr‘, *nicht* als Ingenieurinnen oder Führungskräfte (an-)erkannt zu werden und sind wiederholt damit konfrontiert, dass ihre Ansprüche auf die Subjektposition ‚Ingenieur(_in)‘ scheitern. Konkret sind es technische Kompetenz, Führungsanspruch, Leistungsfähigkeit sowie Einsatzbereitschaft, die den Ingenieurinnen qua Geschlecht abgesprochen werden. Hier – wie auch in den Interviews mit ihren männlichen Kollegen – realisiert sich eine hochgradig vergeschlechtlichte Wissensordnung, in der die Normen der (An-)Erkennung als technisch kompetentes und leistungsfähiges Subjekt mit Führungsanspruch männlich verfasst sind (siehe auch Prietl 2018). Wie schon Karen Tonso für die US-amerikanische ingenieurwissenschaftliche Ausbildungskultur herausgearbeitet hat, bilden kulturelle Kategorien symbolische Mechanismen der Geschlechterselektion, wenn „*cultural identities that are taken for granted connote belonging, and give strong messages about not belonging.*“ (1999: 366; H.i.O.)

Im vorliegenden Fall werden Ingenieurinnen im beruflichen Alltag nicht als ebensolche (an-)erkannt oder sehen sich, wie Beate Kraus für das wissenschaftliche Feld festgestellt hat, damit konfrontiert, gar nicht erst als Mitspielerinnen ‚zugelassen‘ und entsprechend auch nicht in Konkurrenz zu ihren ‚männlichen‘ Kollegen treten zu können (2000: 46-47). Die männlich verfasste kulturelle Kategorie ‚Ingenieur(_in)‘ strukturiert also die Möglichkeiten der Partizipation bzw. Sichtbarkeit von Frauen im Ingenieurberuf (vor). Nicht zuletzt die Tatsache, dass keiner der befragten Männer von vergleichbaren Vorfällen und Erlebnissen,

d.h. Marginalisierungen seiner selbst qua Geschlecht berichtet, bekräftigt die These, dass die geschlechtliche Positionierung von Ingenieurinnen als Frauen mit den männlich verfassten beruflichen Normen im technischen Feld konfligiert und zu deren Marginalisierung bis Unsichtbarkeit führt. Insofern die von der kulturellen Wissensordnung im technischen Feld zur Verfügung gestellte Subjektposition von Frauen nicht dauerhaft und stabil eingenommen werden kann, sind Ingenieurinnen als *prekäre* Subjekte im Sinne des lateinischen Ursprungs dieses Wortes anzusehen – nämlich als Personen, deren Subjektstatus höchst unsicher und jederzeit widerrufbar ist.

Zugleich geben die Interviews weder Hinweis darauf, dass Ingenieurinnen die vergeschlechtlichten Deutungen ihres Berufs hinterfragen, noch dass sie die kulturellen Wissensbestände über Geschlecht kritisch aufgreifen. Dieser Befund schließt an Beobachtungen an, wonach Frauen nur selten einen kulturellen Wandel in ihrem Arbeitsumfeld anstoßen (Powell et al. 2009). Mehr noch, die interviewten Ingenieurinnen bezeugen ihrem Berufsfeld Objektivität und (Geschlechts-)Neutralität, indem sie die erfahrenen geschlechterbezogenen Ungleichheiten entweder zu Ausnahmen deklarieren oder mit Redeverboten bzw. Schweigegeboten belegen. Dies verweist zum einen auf Effekte symbolischer Gewalt (Bourdieu 2005), der zufolge Ingenieurinnen unbewusst der herrschenden Ordnung zustimmen und sich somit an ihrer Reproduktion beteiligen. Mit Foucault (2012 [1976]) können die Brüche und Widersprüchlichkeiten in der diskursiven Praxis, das Nebeneinander von (Chancen-)Gleichheitsbekundungen und Ungleichheitserfahrungen, differenzierter als Effekte von diskursiven Aussageregeln verstanden werden, die darauf zielen die rechtlich institutionalisierte Gleichbehandlungsnorm der Geschlechter trotz geschlechterbezogener Marginalisierungen auch für den Ingenieurberuf zu beanspruchen. Solch diskursive Aussageregeln machen Diskriminierungserlebnisse schwer bis kaum thematisierbar. Sie zu analysieren, anstatt sie vorschnell zu vereinheitlichen, ist deshalb von entscheidender Bedeutung, will man verstehen, wie herrschaftsförmige kulturelle Wissensordnungen vergeschlechtlichte Subjektpositionen hervorbringen und darüber die Teilhabechancen von Männern und Frauen regulieren.

Wenn es stimmt, dass „[s]ymbolische und kommunikative Mittel [...] zur Herstellung von Separierungen der Geschlechter in dem Ausmaß immer bedeutsamer [werden], in dem formale Grenzen wegefallen und in der Gesellschaft insgesamt die Sensibilität für geschlechterdiskriminierende Maßnahmen wächst“ (Müller 2000: 127), dann sind die vorliegenden Ergebnisse nicht zuletzt gleichstellungspolitisch relevant. Sie zeigen, dass schon die kulturellen Wissensgrundlagen im technischen Feld hochgradig vergeschlechtlicht sind und als solche Marginalisierungs- bzw. Exklusionseffekte zeitigen, die von den Betroffenen nur schwer artikulierbar sind. Im Sinne eines bereits geforderten, tiefgreifenden Wandels der Ingenieurkultur (u.a. Lee et al. 2010), gilt es die in der Ingenieurkultur eingelagerten beruflich-fachlichen Orientierungen dahingehend zu befragen, *wer* als Ingenieur_in (an-)erkennbar ist. Außerdem sind angesichts dessen, dass auch augenscheinlich ‚etablierte‘ und erfolgreiche Ingenieurinnen mit Marginalisierungen konfrontiert sind, Unterstützungsprogramme für diese Gruppe der Ingenieurinnen ‚oberhalb der gläsernen Decke‘ zu entwickeln.

Korrespondenzadressen/correspondence addresses

Bianca Prietl

Technische Universität Darmstadt, Institut für Soziologie

Dolivostraße 15, 64293 Darmstadt

prietl@ifs.tu-darmstadt.de

Anmerkungen

- 1 Die Bezeichnung ‚Ingenieur(_in)‘ bleibt analytisch für die Möglichkeit einer weiblichen Konnotation dieser kulturellen Kategorie offen, verweist mit der Einklammerung des weiblich vergeschlechtlichen Suffixes ‚-in‘ jedoch auf die strukturell wie symbolisch verankerte Dominanz des Verhältnisses von Technik und Männlichkeit. Damit unterscheidet sie sich von der im übrigen Text verwendeten Form der geschlechtergerechten Formulierung mit Unterstrich.
- 2 Gerade solchen Gatekeepern attestiert die geschlechtersoziologische Organisationsforschung große Bedeutung für informelle Ausschlussprozesse, indem sie etwa auf Basis traditioneller Deutungsmuster Frauen und Männern ungleiche Chancen zuweisen (u.a. Hofbauer 2004: 49).
- 3 Mit Blick auf letzteres Kriterium verweisen nicht zuletzt die Schwierigkeiten bei der Identifikation und Rekrutierung von einschlägigen Frauen als Interviewpartnerinnen auf die hochgradig geschlechtersegregierte Struktur der Ingenieurarbeit im Regenerativenergiebereich.
- 4 Für diesen wichtigen Hinweis gilt mein Dank den anonymen Gutachter_innen.
- 5 Die Namen der Interviewten sind fiktiv; Interviewauszüge werden nachfolgend mit Zeilenzählung laut Transkript angegeben.
- 6 Der Hinweis, dass ihre Tochter bereits erwachsen sei, macht deutlich, dass sie ihr berufliches Engagement dabei keineswegs ausschließlich als Frage der persönlichen Bereitschaft betrachtet, sondern durchaus in Abhängigkeit von anderen Verpflichtungen sieht.
- 7 Dieser Befund bedeutet jedoch nicht, dass für Männer im erneuerbare Energiebereich das (symbolische) Konkurrenzverhältnis von Care- und Ingenieurarbeit keine Rolle spiele. Aus der kulturellen Zuweisung von Reproduktionsarbeiten an Frauen erwachsen für Ingenieure jedoch andere Folgen für ihre Subjektkonstituierung. Siehe für eine detaillierte Diskussion der in diesem Kontext erfolgenden ambivalenten Männlichkeitskonstruktionen auch Prietl (2016b).

Literatur

- Becker-Schmidt, Regina (1987): Die doppelte Vergesellschaftung – die doppelte Unterdrückung: Besonderheiten der Frauenforschung in den Sozialwissenschaften. In: Unterkircher, L./Wagner, I. (Hg.): Die andere Hälfte der Gesellschaft. Wien: Verlag des Österreichischen Gewerkschaftsbundes GesmbH, S. 10-25.
- Bourdieu, Pierre (2005): Die männliche Herrschaft. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Bourdieu, Pierre (1985): The genesis of the concepts of habitus and field. In: *Sociocriticism* 2, 2, S. 11-24.
- Bourdieu, Pierre (1983): Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital. In: Kreckel, R. (Hg.): Soziale Ungleichheiten. Sonderband 2, Göttingen: Schwartz, S. 183-198.
- Butler, Judith (2008 [1990]): *Gender Trouble*. New York/London: Routledge.
- Butler, Judith (1993): Kontingente Grundlagen: Der Feminismus und die Frage der „Postmoderne“. In: Benhabib, S./Butler, J./Cornell, D./Fraser, N. (Hg.): Der Streit um die Differenz. Feminismus und Postmoderne in der Gegenwart. Frankfurt/M.: Fischer, S. 31-56.
- Dryburgh, Heather (1999): *Work Hard, Play Hard: Women and Professionalization in Engineering – Adapting to the Culture*. In: *Gender & Society* 13, 5, S. 664-682. <https://doi.org/10.1177/089124399013005006>.
- Engler, Steffani (1993): *Fachkultur, Geschlecht und soziale Reproduktion. Eine Untersuchung über Studentinnen und Studenten der Erziehungswissenschaft, Rechtswissenschaft, Elektrotechnik und des Maschinenbaus*. Weinheim: Deutscher Studien Verlag.
- Erlemann, Christine (2002): Ich trauer meinem Ingenieurdasein nicht mehr nach. Warum Ingenieurinnen den Beruf wechseln. Bielefeld: Kleine.
- Foor, Cindy E./Walden, Susan E. (2009): “Imaginary Engineering” or “Re-Imagined Engineering”: Negotiating Gendered Identities in the Borderland of a College of Engineering. In: *NWSA Journal* 21, 2, S. 41-64.
- Foucault, Michel (2012 [1976]): *Der Wille zum Wissen. Sexualität und Wahrheit. Band 1*, Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Frehill, Lisa M. (2004): The Gendered Construction of the Engineering Profession in the United States, 1893-1920. In: *Men and Masculinities* 6, 4, S. 383-403. <https://doi.org/10.1177/1097184X03260963>.
- Gorlov, Viktoria (2009): Warum gibt es kaum Ingenieurinnen? Gründe für eine geschlechts(un)spezifische Berufswahl. Deutschland und Schweden im Vergleich. Bamberg: University of Bamberg Press.
- Hacker, Sally (1981): The Culture of Engineering: Women, Workplace and Machine. In: *Women's Studies International Quarterly* 4, 3, S. 341-353. [https://doi.org/10.1016/S0148-0685\(81\)96559-3](https://doi.org/10.1016/S0148-0685(81)96559-3).
- Hatmaker, Deneen M. (2013): Engineering Identity: Gender and Professional Identity Negotiating among Women Engineers. In: *Gender, Work and Organization* 20, 4, S. 382-396. <https://doi.org/10.1111/j.1468-0432.2012.00589.x>.
- Hofbauer, Johanna (2004): Distinktion – Bewegung an betrieblichen Geschlechtergrenzen. In: Pasero, U./Priddat, B. (Hg.): *Organisationen und Netzwerke*. Wiesbaden: VS, S. 45-64. https://doi.org/10.1007/978-3-322-80569-0_3.
- Ihsen, Susanne (2006): Technische Fachkulturen und Frauenbilder – warum sich die Technik mit den Frauen so schwer tut. In: Buhr, R. (Hg.): *Innovationen – Technikwelten, Frauenwelten*. Berlin: Wostok, S. 103-114.
- Jacobs, Jerry (1989): *Revolving Doors. Sex Segregation and Women's Careers*. Stanford: University Press.
- Janshen, Doris/Rudolph, Hedwig (1987): *Ingenieurinnen. Frauen für die Zukunft*. Berlin/New York: De Gruyter.

- Jorgenson, Jane (2002): Engineering Selves. Negotiating Gender and Identity in Technical Work. In: *Management Communication Quarterly* 15, 3, S. 350-380. <https://doi.org/10.1177/0893318902153002>.
- Krais, Beate (2000): Das soziale Feld Wissenschaft und die Geschlechterverhältnisse. Theoretische Sondierungen. In: Dies. (Hg.): *Wissenschaftskultur und Geschlechterordnung. Über die verborgenen Mechanismen männlicher Dominanz in der akademischen Welt*. Frankfurt/M./New York: Campus, S. 31-54.
- Kvande, Elin (1999): In the Belly of the Beast. Constructing Femininities in Engineering Organizations. In: *The European Journal of Women's Studies* 6, S. 305-328. <https://doi.org/10.1177/135050689900600304>.
- Lee, Lisa/Faulkner, Wendy/Aleman, Carme (2010): Turning Good Policies into Good Practices: Why is it so Difficult? In: *International Journal of Gender, Science and Technology* 2, 1, S. 89-99.
- Lohan, Maria/Faulkner, Wendy (2004): Masculinities and Technologies. Some Introductory Remarks. In: *Men and Masculinities* 6, 4, S. 319-329. <https://doi.org/10.1177/1097184X03260956>.
- Mills, Julie E./Franzway, Suzanne/Gill, Judith/Sharp, Rhonda (2014): *Challenging Knowledge, Sex and Power*. London/New York: Routledge.
- Mooraj, Margrit (2002): *Frauen, Männer und Technik. Ingenieurinnen in einem männlich besetzten Berufsfeld*. Frankfurt/M. u.a.: Peter Lang Verlag.
- Mucha, Anna (2014): *Die mikropolitische Situation von Frauen in technischen Berufen. Strategische Positionierungen im nicht-habitualisierten Feld*. Baden-Baden: Nomos.
- Müller, Ursula (2000): *Asymmetrische Geschlechterkultur in Organisationen und Frauenförderung als Prozeß – mit Beispielen aus Betrieben und der Universität*. In: Lenz, I./Nickel, H. M./Riegraf, B. (Hg.): *Geschlecht – Arbeit – Zukunft*. Münster: Westfälisches Dampfboot, S. 126-149.
- Nentwich, Julia (2014): *Puppen für die Buben und Autos für die Mädchen? Rhetorische Modernisierung in der Kinderkrippe*. In: Malli, G./Sackl-Sharif, S. (Hg.): *Wider die Gleichheitsrhetorik. Soziologische Analysen – theoretische Interventionen*. Münster: Westfälisches Dampfboot, S. 50-61.
- Panser, Bettina/Meyer, Petra (2011): *Handlungsleitfaden: Frauen in die erneuerbaren Energien!* Berlin: DGB Bezirk Berlin-Brandenburg.
- Paulitz, Tanja (2012): *Mann und Maschine. Eine genealogische Wissenssoziologie des Ingenieurs und der modernen Technikwissenschaften, 1850-1930*. Bielefeld: transcript.
- Paulitz, Tanja/Goisau, Melanie/Zapusek, Sarah (2015): *Balance + Wissenschaft = unvereinbar? Zur exkludierenden Vergeschlechtlichung einer entgrenzten Lebensform*. In: *GENDER – Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft* 7, 2, S. 130-144. <https://doi.org/10.3224/gender.v7i2.19317>.
- Paulitz, Tanja/Priegl, Bianca (2013): *Spielarten von Männlichkeit in den „Weltbildern“ technikwissenschaftlicher Fachgebiete*. In: *Informatik-Spektrum* 36, 3, S. 300-308. <https://doi.org/10.1007/s00287-013-0698-8>.
- Powell, Abigail/Bagilhole, Barbara/Dainty, Andrew (2009): *How Women Engineers Do and Undo Gender: Consequences for Gender Equality*. In: *Gender, Work and Organization* 16, 4, S. 411-428. <https://doi.org/10.1111/j.1468-0432.2008.00406.x>.
- Priegl, Bianca (2018): *Energiewende = Geschlechterwende? Eine geschlechtersoziologische Subjektanalyse des Ingenieurs im Bereich erneuerbare Energien*. Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Priegl, Bianca (2017): *Technology Change = Gender Change? Androcentric Con-*

- struction of Engineering as Symbolic Resource in the German-Speaking Area of Renewable Energies. In: *Engineering Studies* 9, 1, S. 3-23. <https://doi.org/10.1080/19378629.2017.1306066>.
- Prietl, Bianca (2016a): Der Ingenieur als technisch kompetenter und sozial versierter Manager. Vergeschlechtlichte Konturen eines Berufsbildes. In: *Berliner Debatte Initial* 27, 1, S. 58-69.
- Prietl, Bianca (2016b): Ambivalente Männlichkeitskonstruktionen von Vätern zwischen Erwerbsarbeit und Fürsorgearbeit. In: *GENDER – Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft* 8, 1, S. 124-139.
- Reskin, Barbara F. (Hg) (1986): *Women's Work, Men's Work. Sex Segregation on the Job*. Washington/D.C.: National Academy Press.
- Robinson, J. Gregg/McIlwee, Judith S. (1991): Men, Women, and the Culture of Engineering. In: *The Sociological Quarterly* 32, 3, S. 403-421. <https://doi.org/10.1111/j.1533-8525.1991.tb00166.x>.
- Schreyer, Franziska (2008): Akademikerinnen im technischen Feld. Der Arbeitsmarkt von Frauen aus Männerfächern. Frankfurt/M./New York: Campus.
- Strauss, Anselm/Corbin, Juliet (1996 [1990]): *Grounded Theory: Grundlagen Qualitativer Sozialforschung*. Weinheim: Beltz.
- Struck, Olaf (2001): Gatekeeping zwischen Individuum, Organisation und Institution. In: Leisering, L./Müller, R./Schumann, K. F. (Hg.): *Institution und Lebensläufe im Wandel*. Weinheim, München: Juventa, S. 29-54.
- Teubner, Ulrike (2009): Technik – Arbeitsteilung und Geschlecht. In: Aulenbacher, B./Wetterer, A. (Hg.): *Arbeit. Perspektiven und Diagnosen der Geschlechterforschung*. Münster: Westfälisches Dampfboot, S. 176-192.
- Thielmann, Gabriele/Müller, Franziska/Röhr, Ulrike (2005): Frauen im Bereich der „Erneuerbare Energien-Wirtschaft“. Ergebnisse einer Umfrage bei Initiativen, Verbänden und Unternehmen. Frankfurt/M.: genanet.
- Tonso, Karen (1999): Engineering Gender – Gendering Engineering: A Cultural Model for Belonging. In: *Journal of Women and Minorities in Science and Engineering* 5, S. 365-405. <https://doi.org/10.1615/JWomenMinorSciEng.v5.i4.60>.
- Tuider, Elisabeth (2015): Dem Abwesenden, den Löchern und Rissen empirisch nachgehen: Vorschlag zu einer dekonstruktivistisch diskursanalytischen Intersektionalitätsanalyse. In: Bereswill, M./Degenring, F./Stange, S. (Hg.): *Intersektionalität und Forschungspraxis. Wechselseitige Herausforderungen*. Münster: Westfälisches Dampfboot, S. 172-191.
- Wajcman, Judy (1991): *Feminism Confronts Technology*. University Park: Pennsylvania State University Press.
- Wetterer, Angelika (2003): Rhetorische Modernisierung: Das Verschwinden der Ungleichheit aus dem zeitgenössischen Differenzwissen. In: Knapp, G.-A./Wetterer, A. (Hg.): *Achsen der Differenz. Gesellschaftstheorie & feministische Kritik* 2. Münster: Westfälisches Dampfboot, S. 286-319.

Autor*innen

Ana M. González Ramos is senior researcher at the IN3 (Internet Interdisciplinary Institute) of the Universitat Oberta de Catalunya since 2007. She has led competitive projects regarding women, careers and excellence, and the relationship of gender and information and communication technologies. She was a visiting scholar at PREST Manchester Institute of Innovation Research in the UK, Institut für Höhere Studien in Vienna (Austria), Escola de Serviço Social at Universidade de Pelotas in Brasil and Department of Sociology in La Universidad de la Habana (Cuba).

Joris A. Gregor, Dr.^{*in}, ist wissenschaftliche_r Mitarbeiter_in am Arbeitsbereich Allgemeine und Theoretische Soziologie des Instituts für Soziologie an der FSU Jena. Joris Gregor absolvierte ein Studium der Pädagogik, Geschlechterforschung und Philosophie an der Universität Göttingen und wurde 2014 mit einer Biografieforschung mit inter*geschlechtlichen Menschen an der FSU Jena promoviert. Gregor ist Mitherausgeber_in der Reihe „Soma Studies“ des transcript Verlags und Redakteur_in der Freiburger Zeitschrift für GeschlechterStudien. Daneben koordiniert Gregor die AG queer der Sektion Frauen- und Geschlechterforschung der DGS. Forschungsschwerpunkte sind Körpersoziologie, critical feminist materialisms, queer_feministische Theorie, interpretative Sozialforschung, feministische Epistemologie und Wissenschaftskritik. Derzeit arbeitet Gregor an einer Habilitation.

Tomke König (she, her, hers) is Professor for Sociology of Gender at the Faculty of Sociology and Chair of the Board of the Interdisciplinary Center for Gender Research (IZG) at Bielefeld University. She first earned a degree in Cultural Anthropology and European Ethnology, wrote her dissertation in Sociology at the University of Frankfurt/Main („Gattinnen. Die Frauen der Elite“, 2017, 2. Aufl.), and completed her habilitation in Sociology at the University of Basel („Familie heißt Arbeit teilen. Transformationen der symbolischen Geschlechterordnung“, 2012). Her topics of research are elites, forms of family and practices of everyday life, and experiential gender research.

Holly Patch (she, her, hers) is a doctoral researcher in Sociology at the Interdisciplinary Center for Gender Research (IZG), research assistant for Sociology of Gender at the Faculty of Sociology, and member of the Bielefeld Graduate School in History and Sociology (BGHS) at Bielefeld University. With degrees in Gender Studies (MA/BA) and Music, voice performance (BA), her current research focus lies at the intersection of these already interdisciplinary fields. Her doctoral thesis is a study on trans* vocality and the materiality of singing.

Christian Helge Peters promoviert an der Universität Hamburg und war dort Promotionsstipendiat am Graduiertenkolleg „Lose Verbindungen“ (2015-2017). Seine Forschungsinteressen umfassen soziologische Theorien und Kulturtheorien, insbesondere poststrukturalistische Ansätze, den Pragmatismus und die neueren Diskussionen zu Affekten und Emotionen. Darüber hinaus arbeitet er zum New Materialism, Subjektivierungstheorien sowie zu den

Governmentality Studies. In seiner Promotion entwickelt er eine soziologische Theorie der Affekte ausgehend von der deleuzschen Affekttheorie mit ihrer Unterscheidung zwischen Virtualität und Aktualität. Er hat seinen Master in „Gesellschaftstheorie“ (soziologische Theorie, politische Theorie und praktische Philosophie) an der Friedrich-Schiller-Universität Jena abgeschlossen. Er ist und war Lehrbeauftragter für soziologische Theorie an den Universitäten Jena (04/2014-03/2016), Kassel (10/2014-03/2015) und Hamburg (seit 04/2015).

Bianca Prietl, promovierte Soziologin, ist derzeit als wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Soziologie (Arbeitsbereich Kultur- und Wissenssoziologie) an der TU Darmstadt tätig. Ihre Arbeitsschwerpunkte liegen in den Bereichen Geschlechtersoziologie, Wissenschafts- und Technikforschung mit Fokus auf den Ingenieur*innenberuf sowie auf jüngere Entwicklungen der Digitalisierung und Datafizierung, Qualitative Sozialforschung.

Beatriz Revelles-Benavente is a Juan de la Cierva postdoc researcher at the Universitat de Barcelona. She defended her doctoral thesis titled “Understanding Toni Morrison’s Work in the Information Society: Gender, Politics and Communication in the Making” in the Doctoral Program Knowledge Society. Her research line includes communication studies, feminist contemporary theory, methodologies, and contemporary literature. She was a visiting scholar at Utrecht University and University of Santa Cruz, California.

Hartmut Rosa, geb. 1965 im Schwarzwald, ist seit 2005 Professor für Allgemeine und Theoretische Soziologie an der Friedrich-Schiller-Universität in Jena und seit 2013 zugleich Direktor des Max-Weber-Kollegs an der Universität Erfurt. Davor lehrte er an der Universität Augsburg, an der Universität Duisburg-Essen und an der New School for Social Research in New York. 2016 war er als Gastprofessor an der FMSH in Paris. Er promovierte 1997 an der Humboldt-Universität zu Berlin und habilitierte sich 2004 in Jena. Er ist Herausgeber der internationalen Fachzeitschrift *Time & Society*. 2006 erhielt er den Thüringer Forschungspreis für Grundlagenforschung, 2016 den Tractatus Preis für philosophische Essayistik und 2018 den Erich-Fromm-Preis. Er leitet mehrere Forschungsprojekte, darunter die von der DFG-geförderte Kollegforschergruppe „Landnahme, Beschleunigung, Aktivierung. Dynamik und (De-) Stabilisierung moderner Wachstumsgesellschaften“. Seine Bücher wurden in zahlreiche Sprachen übersetzt und weltweit rezipiert.

Beate Rosenzweig, Dr., ist Lehrbeauftragte am Seminar für Wissenschaftliche Politik der Universität Freiburg sowie stellvertretende Institutsleiterin des Studienhaus Wiesneck, Institut für Politische Bildung Baden-Württemberg e.V., Buchenbach. Ihre Lehr- und Forschungsschwerpunkte sind politische Theorie und Ideengeschichte sowie Geschlechter- und Demokratietheorien.

Sigrid Schmitz, Dr. habil, leitet zur Zeit das Teilprojekt II im Verbund Gendering MINT digital am Zentrum für transdisziplinäre Geschlechterforschung der HU zu Berlin. Als habilitierte Biologin arbeitet sie seit Mitte der 1980er Jahre in den Feminist Science Technology Studies zu Gender in MINT, Hirnforschung und Neurokulturen, Körperdiskursen und zu feministischen Epistemologien. Sie ist Mitglied des EU COST-Netzwerks „New Materialism“, entwickelt und diskutiert hier Ansätze der feminist materialisms an der Schnittstelle von Naturwissenschaft und Gesellschaft. Sie war Professorin für Gender & Science an der HU Berlin von 2016-2018, Professorin für Gender Studies an der Universität Wien von 2010-2015 und leitete als Hochschuldozentin von 2002-2009 das Kompetenzforum Genderforschung in Informatik und Naturwissenschaft [gin] an der Universität Freiburg zusammen mit Britta Schinzel.

Karisa Senavitis is a researcher, writer and designer working at the intersection of culture and care. Cofounder of design studio WWFG and member of the collective Knowledge Is A Does, she's recently written about queer internet research protocols and collective feeling online. Senavitis was a resident at the Jan van Eyck Academie and received an MA in design research, writing, and criticism from the School of Visual Arts. She is based in New York City and the Jersey shore.

Sofia Varino is an interdisciplinary gender scholar focusing on bodies and biopolitics. Moving across feminist technoscience studies, environmental theory, and feminist and queer theories, her research is concerned with the production of knowledge about embodied experience, with a special focus on transnational North American contexts. She is a Guest Researcher at the Image Knowledge Gestaltung excellence cluster at Humboldt University in Berlin, and her work has been published or is forthcoming in *Women's Studies Quarterly*, *Feral Feminisms*, the *European Journal of Women's Studies* and *Somatechnics*. She holds a Ph.D. in Cultural Studies from Stony Brook State University of New York, where she wrote a dissertation examining variability, disorder and uncertainty within immunological knowledge. In parallel with her academic research, she works across the digital humanities, experimental narrative, multimedia and performance.

Bettina Wuttig, Prof.^{*in} Dr.^{*in}, ist Erziehungswissenschaftlerin. Sie vertritt derzeit den Lehrstuhl „Psychologie der Bewegung“ am Institut für Motologie und Sportwissenschaften des Fachbereichs Erziehungswissenschaften der Philipps-Universität Marburg. Sie promovierte zur somatisch-leiblichen Dimension geschlechtlicher Subjektivierungen an der Universität Marburg und ist Begründerin des Denkstils „Soma Studies“, der sich mit der symbolisch-materiellen Vergesellschaftung von Körpern beschäftigt. Sie ist daher Herausgeberin der Reihe Soma Studies des transcript Verlags. Sie lehrte an mehreren Universitäten in Deutschland u.a. zu poststrukturalistischer Theorie und Gender_Körperwissen sowie Theorien zur Prävention von Gewalt(en) und Sozialpädagogik und ist derzeit Gastvortragende u.a. am Zentrum für Performance

Studies (Theater der Versammlung) der Universität Bremen, dem Institut für Pädagogik der Universität Oldenburg sowie dem Ludwik Fleck Zentrum (Collegium Helveticum) der ETH Zürich. Ihre Arbeitsschwerpunkte sind: Gender Studies und Körperpsychotherapie, Soma Studies und Neue Materialismen, Soziales Trauma, Postkoloniale Theorie und Kritische Soziale Arbeit, Differenzkritik und Subjektivierung in der Beratung, antimuslimischer Rassismus und Kriegskritik sowie Performance Studies (zeitgenössischer Tanz).

Bisher erschienene Titel *Freiburger Zeitschrift für GeschlechterStudien*

Jg. 24 2018	Der Ort des Politischen in den Critical Feminist Materialisms (147 Seiten), 36,00 €
Jg. 23_2 2017	Kulturalisierung und Geschlecht (125 Seiten), 36,00 €
Jg. 23_1 2017	Berufsorientierung – Erwerbsbiografie – Geschlecht (131 Seiten), 22,00 €
Jg. 22_2 2016	(Bio-)Diversität, Geschlecht und Intersektionalität (141 Seiten), 22,00 €
Jg. 22_1 2016	(152 Seiten), 22,00 €
Jg. 21_2 2015	Medizin – Gesundheit – Geschlecht (135 Seiten), 19,90 €
Jg. 21_1 2015	Materialisierungen des Religiösen (117 Seiten), 19,90 €
Jg. 20_2 2014	Affect Studies – Politik der Gefühle (126 Seiten), 19,90 €
Jg. 20_1 2014	Bildung – Erziehung – Geschlecht (135 Seiten), 19,90 €
Jg. 19_2 2013	Körper(-sprache) – Macht – Geschlecht (140 Seiten), 19,90 €
Jg. 19_1 2013	(119 Seiten), 19,90 €
Jg. 18_1 2012	Musik und Genderdiskurs (100 Seiten), 19,90 €

Bezugspreise *Freiburger Zeitschrift für GeschlechterStudien*

Einzelheftpreis: 36,00 Euro

Privat print Abonnement: 29,90 Euro

Privat Kombi-Abonnement Print+Online: 38,00 Euro

Privat Online-Only-Abonnement: 38,00 Euro

Studierende Print Abonnement: 25,00 Euro

Studierende Kombi-Abonnement Print+Online: 29,90 Euro

Institutionen Print-Abonnement: 29,90 Euro

Institutionen Kombi-Abonnement Print+Online Abo: 57,00 Euro

Institutionen Online-Only-Abonnement: 57,00 Euro

Jeweils zzgl. Versandkosten: 4,00 Euro Inland, 8,00 Euro Ausland

Download Einzelbeitrag: 4,00 Euro

(alle Preise verstehen sich inkl. MwSt.)

Manuskripte:

Informationen zur Manuskript-Einreichung für die Calls for Papers der *Freiburger Zeitschrift für GeschlechterStudien* finden Sie auf unserer Homepage <www.fzg.uni-freiburg.de/autorinneninfos>.

Kontakt:

Albert-Ludwigs-Universität Freiburg
Zentrum für Anthropologie und Gender Studies (ZAG), Belfortstraße 20,
D-79098 Freiburg, Tel.: 0049-(0)761/203-8846, Fax: 0049-(0)761/203-8876

fzg@zag.uni-freiburg.de
www.fzg.uni-freiburg.de

Ausgaben der Vorläuferin *Freiburger GeschlechterStudien*

- 25 Migration – Mobilität – Geschlecht (380 Seiten)**
- 24 Feminisms Revisited (468 Seiten)**
- 23 Geschlechter – Bewegungen – Sport (418 Seiten, vergriffen)**
- 22 Kindheit, Jugend, Sozialisation (518 Seiten)**
- 21 Männer und Geschlecht (501 Seiten)**
- 20 Erinnern und Geschlecht, Band II (442 Seiten)**
- 19 Erinnern und Geschlecht, Band I (455 Seiten)**
- 18 Elternschaft (375 Seiten)**
- 17 Queering Gender – Queering Society (376 Seiten)**
- 16 Arbeit und Geschlecht (297 Seiten)**
- 15 Entfesselung des Imaginären? – Zur neuen Debatte um Pornografie (397 Seiten)**
- 14 Screening Gender – Geschlechterkonstruktionen im Kinofilm (347 Seiten)**
- 13 Dimensionen von Gender Studies, Band II (391 Seiten)**

- 12 Dimensionen von *Gender Studies*, Band I (322 Seiten)
- 11 Perspektiven feministischer Naturwissenschaftskritik
(312 Seiten)
- 1/00 Beziehungen (310 Seiten)
- 2/99 Feminismen – Bewegungen und Theoriebildungen weltweit
(304 Seiten)
- 1/99 *Cross-dressing* und Maskerade (vergriffen)
- 2/98 Utopie und Gegenwart (237 Seiten)
- 1/98 Frauen und Mythos (302 Seiten)
- 1/97 Frauen und Körper (130 Seiten)
- 2/96 Frauen – Bildung – Wissenschaft (136 Seiten)
- 1/96 Frauenalter – Lebensphasen (140 Seiten)
- 2/95 Frauenräume (168 Seiten)
- 1/95 Frauen und Wahnsinn (vergriffen)